

Editorial



Digitalität

Die Logik der Digitalität

ANDREA IMBSWEILER

Digitalisierung und kirchlich-pastorales Personal

ANGELA M. T. REINDERS

Das Weiße zwischen dem Schwarzen erahnen

WALTER LANG

Community oder Gemeinde?!

LISA QUARCH

„In echt ist es ja doch schöner“

TOBIAS WIEGELMANN

Was die Kirche von (ihren) digitalen Communitys lernen kann

LOUISA GALLANDER

Geht Digitalisierung der Pastoral auch diakonisch?

ANDREAS BACKERT/GERHARD KRUIP

Nachdenken über barrierefreie Digitalität

DOROTHEE JANSSEN/MICHAEL GEISBERGER

Die Digitalisierung für Mensch und Umwelt nachhaltig und global gestalten

GRISCHA BEIER

AKTUELLES PROJEKT

Wir tanzen Tango virtuell

AKTUELLE STUDIE

Lebensgefühl Corona

KIRCHE ENTWICKELT SICH

Zeit für Innovation

TERMINE & BERICHTE

Online-Studentag „Wir in der Digitalität“

REZENSIONEN

Macht und Ohnmacht in der Kirche

Synodalität in der katholischen Kirche

Raus in eine neue Freiheit

Zu dieser Ausgabe

[» Übersicht](#) > [Ausgabe 3 | 2021](#) > [Editorial](#)

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Digitalisierung ist in aller Munde. Durch die pandemische Situation ist viel deutlicher geworden, was durch Digitalisierung möglich ist, wo aber auch die Grenzen und Versäumnisse liegen. Auf jeden Fall gilt zweierlei: Digitalisierung ist nicht nur ein technologisches Thema, sondern zunächst ein gesellschaftliches. Es geht um radikalisierte Vielfalt von Perspektiven, Ideen, Meinungen, Lebensstilen, Nachrichten, Informationen, Vernetzungen, Kooperationen, also Daten etc. und damit auch um technische Verfahren, mit dieser Vielfalt umzugehen. Und ein Zweites: Man kann sich der Digitalisierung nicht wirklich entziehen. Das *digital gap* befindet sich nicht nur zwischen digitalen Eingeborenen und Einwanderern, sondern wird auch durch finanzielle, soziale und technische Zugangs(un)gerechtigkeiten markiert. Weitere wichtige Aspekte sind sozio-ökologische Nachhaltigkeit und Veränderungen in Strukturen, Prozessen und Marktsituationen zukünftiger Arbeit (Arbeit 4.0).

Im kirchlichen Raum war der Zugang zur digitalen Wirklichkeit lange von Ablehnung einer als „zu technisiert verstandenen“ Kommunikation („Wir wollen kirchliches Leben und Seelsorge lieber direkt und vor Ort“) oder von Vorstellungen einer „Verlängerung“ des analogen Zugriffs auf die Zielgruppe durch die digitale Technik geprägt („Es sind doch alle Menschen im Netz; also lasst uns im Netz die Frohe Botschaft verkünden. Dann erreichen wir sie doch alle!“). Erst allmählich zeigt sich, dass die Eigengesetzlichkeiten der digitalen Medien auch die Sozialgestalt des Kirchlichen und die Art der Kommunikation des Evangeliums herausfordern und verändern. Einseitige, instruktionstheoretische Zugänge einer belehren und „ihre Zielgruppe“ langfristig binden wollenden Kirche verfangen im Digitalen nicht mehr. Hinzu kommen die Verluste von Kontrolle und Steuerung der Prozesse, der Ästhetiken und der Inhalte. Wer sich dennoch darauf einlässt, kann erleben, dass das Evangelium und das Christliche auf neue Weise kodiert werden, kontextuell und inkulturiert. Das fordert Kirche heraus und krempelt sie um. Das einschlägige Referat der KAMP wurde von „Glaubensinformation und Online-Beratung“ in „Evangelisierung und Digitalisierung“ umbenannt, „Internetseelsorge“ wird zunehmend zur vernetzten und die klassischen Zuständigkeitsgrenzen überschreitenden „Digitalpastoral“.

Wir vom Team der KAMP wünschen Ihnen bei der Lektüre der unterschiedlichen Beiträge dieser Ausgabe viel Freude und Synergie.

Ihr



Dr. Hubertus Schönemann ist
Leiter der Katholischen Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral.

Die Logik der Digitalität

Herausforderung für Kirche und Pastoral

Kirche tut sich schwer, sich in die heutige Kultur der Digitalität einzufinden. Das liegt wesentlich daran, wie Andrea Imbsweiler ausführte, weil die Logiken der Digitalität herkömmlichen kirchlichen Logiken entgegenlaufen. Und doch kommt Kirche nicht darum herum, den Schritt in die Digitalität zu wagen, will sie nicht ihre Kommunikationsbasis verlieren.

Es ist mittlerweile tausendfach gesagt und geschrieben worden: „Corona hat einen Digitalisierungsschub gebracht“, auch in der Kirche. In der Notsituation des ersten Lockdowns im Frühjahr 2020 boomten digitale pastorale Angebote. Zahlreiche Formate sind experimentell entstanden und oft – sobald es wieder möglich war, sich vor Ort zum Gottesdienst zu versammeln – schnell wieder vergangen. War bisher pastorales Handeln im Digitalen ein Randphänomen, dessen sich nur wenige Exoten im kirchlichen Dienst annahmen, für das in den Bistümern nur wenige Ressourcen bereitgestellt wurden und das oft nebenbei und halb privat ohne expliziten dienstlichen Auftrag bespielt wurde, scheint das Thema nun breit im Bewusstsein vieler pastoraler Akteure und zumindest mancher Entscheider angekommen zu sein. Viele haben experimentiert und Erfahrungen damit gemacht, als Seelsorger:in oder einfach als Gläubige:r im digitalen Raum unterwegs zu sein. In Studien wie [CONTOC](#) oder einer [Befragung einiger evangelischer Landeskirchen](#) äußern viele der Befragten, auch in Zukunft „nach Corona“ digitale Formate anbieten oder nutzen zu wollen. Andere dagegen waren und sind froh, wenn sie zu den vertrauten Arbeitsweisen vor Ort zurückkehren können.

Was viele in dieser Zeit gelernt haben dürften: Es ist nicht damit getan, das im Analogen Gewohnte einfach eins zu eins in diverse digitale Kanäle einzuspeisen – das klassische Beispiel: Der Gottesdienst, in der Kirche ohne Gemeinde gefeiert, wird abgefilmt und als Livestream übertragen. Dass das so nicht passt, spürten und spüren viele. Aber was ist es, was da nicht passt, und was wäre zu tun, um es zu ändern?

Das kirchliche Fremdsein mit dem Digitalen

Die Kirchen, insbesondere die katholische, tun sich mit der vom Digitalen geprägten Gegenwart nach wie vor schwer. Die digitale Technik ist ihr lange fremd geblieben – dafür schien es im Zusammenhang von Seelsorge, Glaubensvermittlung oder Liturgie weder Notwendigkeit noch Platz zu geben. Die Entwicklungen in der Computertechnik und der Datenverarbeitung waren zunächst beflügelt durch den Bedarf in Wirtschaft, Verwaltung und Wissenschaft, komplexe Berechnungen auszuführen, Prozesse zu steuern und große anfallende Datenmengen zu verarbeiten. Einen solchen Bedarf hatten die Kirchen nicht oder allenfalls am Rande im Bereich der Verwaltung.

Die Lage hat sich allerdings entscheidend geändert, als ein immer größerer Teil der Kommunikation digital wurde und es für die Mehrheit selbstverständlich wurde, so zu kommunizieren – denn Kommunikation gehört zum kirchlichen Kerngeschäft. Das Internet, dann dessen alltägliche mobile Nutzung und die Vernetzung durch Social Media haben in den letzten Jahrzehnten unsere Lebenswelten und unsere Kommunikation mitgeprägt und verändert. Die „typisch kirchliche“ Haltung dazu war – und ist oft noch immer – eher abwartend bis kulturpessimistisch: Für den profanen Alltag ist das Digitale mehr oder weniger akzeptiert, aber wenn es um das „Eigentliche“ geht, ist es doch besser, ganz analog und physisch im gleichen Raum zu sein. Digital unterwegs zu sein, gilt innerhalb der Kirche nach wie vor, trotz des „Digitalisierungsschubs“, oft als Notbehelf.

Die Kultur der Digitalität

Spätestens mit der Veränderung der Kommunikation ist es notwendig, nicht nur auf Digitalisierung als Prozess technischer Entwicklung zu schauen, sondern auch Digitalität in den Blick zu nehmen: die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen und kulturellen Phänomene. Es zeigt sich, dass deren Auslöser nicht der technologische Wandel allein ist, sondern dieser zusammen mit bereits seit langem laufenden gesellschaftlichen Transformationsprozessen wirkt. Es ist also nicht der Computer, wahlweise das Internet oder das Smartphone, Grund der gesellschaftlichen Veränderungen und der für viele damit einhergehenden Verunsicherungen, sondern das Zusammenspiel mit vorausgehenden und parallel vorhandenen Strömungen, die durch die neuen Technologien verstärkt und in besonderer Weise sichtbar werden.

Erforderlich und lohnend wurde die technologische Weiterentwicklung durch die wachsende ökonomische Rolle von Informationen und Daten: Immer mehr Arbeitsbereiche basierten auf deren Erhebung, Verarbeitung und Kommunikation, die zunehmende Komplexität im



Andrea Imbsweiler ist Referentin für Evangelisierung und Digitalisierung bei der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Umgang damit erforderte technische Unterstützung. Die Verfügbarkeit technischer Informationsverarbeitungs- und Kommunikationssysteme wiederum verstärkt die Entwicklung zur Wissensökonomie und radikalisiert den Wandel – zwei sich gegenseitig vorantreibende Prozesse (vgl. Stalder 2016, 24–34). Das allgemein verfügbare Internet macht große Mengen an Informationen und Wissen für jede:n zugänglich und ermöglicht auch allen, dazu weiter beizutragen – man denke allein an Projekte wie Wikipedia.

Ein anderes Beispiel: Durch die verschiedenen Emanzipationsbewegungen des 20. Jahrhunderts konnten sich immer vielfältigere Gruppen von Menschen am gesellschaftlichen Diskurs beteiligen, die zuvor weniger gehört wurden – Frauen, homosexuelle und queere Menschen, People of Color kamen gegenüber der vorherigen männlichen, heteronormativen, weißen Dominanz immer mehr zu Wort. Das Internet mit seinen grundsätzlich für jeden zugänglichen Kommunikationswegen und Veröffentlichungsformen bot neue Möglichkeiten des breiten und ortsunabhängigen Meinungsaustauschs, der Vernetzung Gleichgesinnter, der Bildung von Subkulturen und konnte so helfen, die Vielfalt der Perspektiven und Lebenswelten sichtbar zu machen und im Kleinen und Großen in den Diskurs einzubringen. Die technische Weiterentwicklung der Kommunikation vergrößerte so wiederum die soziale Basis des Diskurses und damit den Bedarf für weitere Kommunikationsmöglichkeiten; auch hier eine gegenseitige Verstärkung. Die im Internet mögliche Many-to-many-Kommunikation schließt, anders als stark von Gatekeepern geprägte Medien, im Prinzip alle ein, die teilnehmen wollen.

Mit den beiden großen Entwicklungssprüngen des Internets – dem Ankommen in der Breite der Gesellschaft um 2000 und der zunehmenden mobilen Verfügbarkeit etwa ab 2007 – durchdringen auch die mit ihm verknüpften Entwicklungen die Gesellschaft als Ganze noch einmal verstärkt. „Die Kultur der Digitalität ist bereits alltäglich und dominant geworden“ (ebd. 94).

Felix Stalder nennt drei zentrale kulturelle Formen der Digitalität: Referentialität, Gemeinschaftlichkeit, Algorithmizität (vgl. ebd. 95):

- *Referentialität* ist das Spiel mit Bezügen, Zitaten, Versatzstücken, Anspielungen als Methode des Ausdrucks und Teilnahme an der grundlegenden Verhandlung von Bedeutung in Formen wie Remix, Sampling, Memes, die Vorhandenes und Bekanntes neu kombinieren und in neue Kontexte setzen. Der Einzelne kann sie nutzen, um die kulturellen Prozesse als Produzent mitzugestalten.
- *Gemeinschaftlichkeit* gehört zwar grundsätzlich zum Menschsein, funktioniert nun aber auf neue Weise in Gemeinschaften, die sich selbst durch Kommunikation frei und freiwillig konstituieren, eher in sich überschneidenden und durchdringenden Netzwerken als in stabilen Gruppen mit fester Zugehörigkeit; die Gemeinschaften handeln ihren Bezugsrahmen bis hin zur Bedeutung von Raum und Zeit selbst aus. Der Einzelne findet seine Identität nicht in seiner Zugehörigkeit zu Gruppen, sondern in der Entwicklung seiner Individualität und dem Feedback seiner Netzwerke darauf.
- *Algorithmizität* meint den Einsatz von Programmen und Bewertungsmechanismen, die die Menge verfügbarer Information für den Menschen auf das jeweils Relevante reduzieren und so für ihn bewältigbar machen – und sich dabei selbständig an den Nutzer und sein Verhalten anpassen und so jedem Einzelnen eine andere, eigene Sicht der Welt vermitteln.

Das Problem der Kirche mit der Digitalität und der digitalen Welt

Die Vermutung liegt nah, dass die Kirchen (und insbesondere wieder die katholische) weniger mit der Technik an sich Schwierigkeiten haben als mit den gesellschaftlichen Entwicklungen, mit denen sie verquickt ist, die sie verstärkt und sichtbar macht. Vieles, an dem die Kirche festhält – klar bestimmte und begrenzte Rollen und Beziehungen etwa von Mann und Frau, fest gefügte, hierarchisch und territorial strukturierte Gemeinschaftsformen, die Behauptung und Verteidigung einer unveränderlichen, objektiven Wahrheit, die Logik der von oben her verwalteten Amtsvollmacht –, wird in einer von der Digitalität geprägten Welt permanent in Frage gestellt. Die zugrundeliegenden gesellschaftlichen Entwicklungen hat gerade die katholische Kirche nicht (oder so wenig wie möglich) mitvollzogen und sie versucht in großen Teilen nach wie vor, das zu vermeiden. Dennoch versucht sie sich in die digitale Gegenwart einzufinden, denn ignorieren kann sie sie nicht: Wie gesagt, es ist die immer mehr vom Internet geprägte Kommunikation, die der entscheidende Gamechanger ist.

Und so versucht die Kirche nun, das Digitale, vor allem digitale Kommunikation, zu „nutzen“, um Menschen zu „erreichen“, am besten noch „Fernstehende“, aber allzu oft, ohne sich in der Tiefe der Logik dieser Kommunikation und damit der Logik der Digitalität zu stellen. Um auf den Corona-Schub zurückzukommen: Einen Gottesdienst abzufilmen, wie er „normalerweise“ gefeiert wird, und ins Internet zu streamen, zu *übertragen*, hat erst einmal wenig mit Digitalität zu tun. Einen Schritt näher dran ist es, Wege zu suchen, in diesen „normalen“ gestreamten Gottesdienst dialogische und partizipative Elemente einzubauen, wie es digitalen Kommunikationsformen (und übrigens auch der Liturgie) eigen ist – das wäre eine *Übersetzung* in das Medium hinein. Der Digitalität eher gerecht wird es, den Gottesdienst ins Digitale zu *transformieren*, ihn sowohl vom Medium als auch von den Mitfeiernden her zu denken – und dann landet man möglicherweise, wie die [Netzgemeinde da zwischen](#), bei einem Messenger-Gottesdienst statt bei einer gestreamten Messe.

Die Angst vor dem Kontrollverlust

Dass man es im Digitalen „anders“ machen muss als im Analogen, ist vielen bewusst. Dabei geht es aber nicht nur darum, die richtige Ästhetik, die richtige Sprache und die optimale Postingfrequenz zu treffen, sondern vor allem um die Frage, ob wir nur zum Verkündigen und Impulse-Geben dort sind – weil wir diejenigen sind, die wissen, was wahr ist, und beauftragt sind, dieses Wissen weiterzugeben – oder ob wir uns auf einen echten Dialog einlassen. Das wäre dann in der Logik der Digitalität ein Aushandlungsprozess miteinander um Deutung und Bedeutung, der auch uns und unsere Sicht verändern kann, vielleicht sogar das, was wir für die Wahrheit halten. Sind wir dazu in der Lage, oder fühlen wir uns verpflichtet, unsere Deutungen unverändert weiterzutragen und andere dazu zu bringen, sie genau so zu übernehmen? Dass die Kirche die Deutungshoheit und die Kontrolle über „ihre“ Gläubigen verloren hat, die sie doch faktisch immer noch beansprucht, hat auch mit der Logik der Digitalität zu tun.

Digitalität ermächtigt die Einzelnen, sich öffentlich zu äußern, in Blogs, in Social Media. Sie macht es ihnen möglich, sich zu vernetzen und sich vielstimmig Gehör zu verschaffen. Das gilt auch für alle, die sich – von innen oder außen, ob aus traditionell, liberal oder säkular orientierter Perspektive – mit Zustand und Handeln der Kirche kritisch auseinandersetzen. Dass es Abwehr, auch Angst auslöst, wenn Kritik und Infragestellung offen und ohne falsche Rücksichten vorgetragen wird und öffentliche Resonanz findet, ist verständlich. Aber die Kirche kann unter den Bedingungen der Digitalität nicht mehr anders damit umgehen, als sich dem wirklich zu stellen, wenn sie und ihre Deutungen überhaupt noch eine Chance haben sollen, gehört zu werden. Wie hart, aber notwendig das sein kann, lässt sich ermesen, wenn man hört, wie – laut Matthias Katsch, dem Mitbegründer der Betroffeneninitiative „Eckiger Tisch“ – der kirchliche Missbrauchsskandal 2010 auch dadurch ins Rollen kam, weil Betroffene sich durch ein Blog zusammenfanden und gemeinsam in der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit finden konnten. Zuvor war das Thema immer wieder aufgetaucht, aber auch wieder verschwunden, solange die Betroffenen sich allein fühlten. Erst die digital ermöglichte Vernetzung und damit die Ermächtigung der Betroffenen gegenüber der bisher übermächtigen Kirche half, es in der Öffentlichkeit zu halten und so eine echte Auseinandersetzung damit und einen Umkehrprozess in Gang zu bringen. Es ist eine qualvolle Umkehr, aber sie ist unvermeidbar – niemand kann ehrlich wünschen, die Tatsachen wären besser unter dem Deckmantel des Schweigens geblieben. Vielleicht ist dies das krassste Beispiel für den Kontrollverlust, der aber unumgänglich ist und akzeptiert werden muss.

Digitale Pastoral – Pastoral in der Digitalität: ein Lernfeld

Wer in Sachen Pastoral im digitalen Raum unterwegs ist und sich wirklich darauf einlassen will, kann dort vieles erproben und lernen, was auch für die klassisch-analoge Pastoral in der digitalen Gegenwart wichtig ist. Der neue Kontext fordert heraus, vermeintlich Unhinterfragbares zu hinterfragen und möglicherweise als irrelevant oder gar widersinnig zu erkennen. Aber auch weiterzudenken, neue Sichtweisen zuzulassen und zu integrieren; neue Wege, Deutungen, Formen zu entdecken, durch die das Evangelium in Zeiten der Digitalität ausgedrückt und erfahren werden kann, in einer offenen Vielfalt, die der Individualität und Freiheit der von der Kultur der Digitalität geprägten Menschen Raum bietet. Sich dem länger zu verweigern, hieße, die Kommunikationsbasis mit den Menschen dieser Gegenwart immer mehr zu verlieren.

Literatur

Stalder, Felix, Kultur der Digitalität, Berlin 2016.

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Digitalität » Digitalisierung und kirchlich-pastorales Personal

Digitalisierung und kirchlich-pastorales Personal

Welche Auswirkungen und Bedeutung hat Digitalisierung für Menschen, die in den Kirchen eine pastorale Aufgabe haben? Und für diejenigen, die sie dabei begleiten und fort- bzw. weiterbilden? Mit drei Perspektiven des „Durchguckens“ überschreitet Angela Reinders mit ihren eigenen Wahrnehmungen die Erkenntnisse, die in der Zeit der Pandemie in der internationalen und konfessionsübergreifenden Studie „Churches Online in Times of Corona“ (CONTOC) gemacht wurden.

Zwischen den Zeilen

Eine kleine Kirche, an ihrem Turm zehn Meter hoch, steht in der Landschaft hinter Tongern, der ältesten Stadt und dem ersten Bischofssitz Belgiens. Die Skulptur in der Silhouette einer kleinen Dorfkirche ist aus hundert schmalen Stahlplatten erbaut. Sie ruhen auf stählernen Vierkantrohren. Ein konstruiertes Netzwerk aus Stabilität und Zwischenräumen.



Von außen – und zwar nur von außen – kann man eine Perspektive einnehmen, als sei es eine geschlossene Wand, die das Kirchlein begrenzt. Das Kunstwerk trägt den Titel „Reading between the Lines“. Das Architektenduo Gijs Van Vaerenbergh (Gruppe Z33) hat dieses liebevoll so genannte „Durchguckkirchlein“ bewusst so gebaut, dass die Kirche **„präsent in der Landschaft [ist], aber gleichzeitig auch abwesend“**.



Dr. Angela M. T. Reinders leitet die Abteilung Personalentwicklung im Bistum Aachen.



Wer innen in diesem leeren, nachgebauten Kirchenraum steht, erblickt draußen die tatsächliche Dorfkirche, die Schöpfung, sieht die Welt mit Industrie und Handwerk, mit Handel und Wandel, schaut ins Woanders. Je nach Perspektive und nah am konstruierten Außen hat man bei diesem Blick „zwischen den Zeilen“ sogar freie Sicht, als sei da gar keine Grenze, wenn man ins Dazwischen blickt.

Durchguckkirche

Liest man Studien, die sich mit den Erfahrungen kirchlichen Personals von Beginn der Corona-Pandemie an beschäftigt haben, blickt man schnell wie bei oben beschriebener Perspektive in einer Binnensicht von außen: auf Personalangebot, professionelle Lernzuwächse und weiteren Lernbedarf, der sich daraus speist. Hinter den Mauern der Kirchen, der Pfarrbüros und Gemeindezentren hat das Personal diese und jene digitalen Skills benötigt und erworben, Angebote für die meist vorhandene Zielgruppe in digitale Kanäle transportiert. Spiritualität, Gemeinschaftsformen kirchlichen Lebens, deren Sitzungszeiten haben sich durch Digitalisierung verändert. Für diejenigen, die sich für die Fragestellung interessieren, wie die Kirche im Digitalisierungsschub durch Corona mit sich selbst zurechtkommt, ist sie damit sehr präsent und weckt Hoffnung auf ihre eigene Zukunftsfähigkeit. In der gesamtgesellschaftlichen Landschaft ist sie mit dieser Fragestellung abwesend.

Denn der Blick auf die Einstellung zu digitalen Medien (*will*), die Ausstattung (*tool*) und die Kompetenz (*skill*), die den Einsatz digitaler Medien in kirchlichen Kommunikationen beeinflusst (vgl. Ergebnisse zur CONTOC-Studie 2021), reicht nicht aus, wenn sich das Interesse darauf richtet, wie Personal der Kirche angemessen mit der Digitalität und der digitalen Entwicklung in der Gesellschaft umgeht.

Um diese Frage zukunftsgerichtet zu beantworten, muss man zwischen den Zeilen lesen; die Welt von innen so betrachten, als sei da nur eine dünne Membran, die das Heilige bewahrt, ansonsten aber verdeutlicht: Die Kirche ist sie selbst und kommt ihrem Auftrag in der Welt nur nach, wenn sie mit ihr im Kontakt ist; sie „geht [...] den Weg mit der ganzen Menschheit gemeinsam und erfährt das gleiche irdische Geschick mit der Welt und ist gewissermaßen der Sauerteig und die Seele der in Christus zu erneuernden [...] menschlichen Gesellschaft“ (*Gaudium et spes* 40).

Zum „irdischen Geschick“ gehören politisch-kulturelle Entwicklungen sowie die Organisation von Lebensunterhalt und Beziehungen, die für den größten Teil der Gesellschaft in Westeuropa ohne Digitalität nicht mehr denkbar sind. Will die Kirche darin weiterhin „Sauerteig und Seele“ sein, braucht sie ein tieferes Verständnis von Digitalisierung, um bei aller sichtbaren Präsenz nicht im Kern darin abwesend zu sein. Es braucht „Skills“, Digitalität und ihre „Tools“ zu verstehen und sie sehen zu wollen („Will“). Erst ein Durchblick kann zu theologischer Reflexion und Kriterienbildung führen. Drei Perspektiven helfen bei diesem Prozess des „Durchguckens“.

Perspektive 1: Vom Format zum Prozess

Im Lockdown während der Pandemie konnte pastorales Personal aller Berufsgruppen Lernerfolge dabei verzeichnen, vorhandene Formate des kirchlichen Lebens digital zu übersetzen. So streamten zum Beispiel fünfundneunzig Prozent aller Befragten während des ersten Lockdowns erstmals einen Gottesdienst. In den Anfängen der Coronazeit mit der Fastenzeit 2020 vollzogen viele Mitarbeitende der Kirchen mit ihrer eigenen Nutzung von Computertechnik unbewusst die Anfänge der „Entstehung digitaler Wirklichkeit“ nach, in der „jedes Verarbeiten immer an ein geeignetes Format des Inputs gebunden war“ (Gugerli 2018, 53). Nach und nach zeichnete sich an den verschiedenen „Outputs“ ab, dass viele hauptamtlich in der Pastoral Mitarbeitende und die freiwillig in den Gemeinden Engagierten ihre eigenen Blickwinkel schulten: weg vom fertigen Format, das vorkonfektioniert in den Computer geschoben wird, hin zu weiteren Perspektiven aus dem kirchlichen Raum hinein in die Welt, in der vielleicht mehr Menschen zuschauen denn sonst als Gottesdienstgemeinde präsent (vgl. Halík 2021, 9–29; Teilnehmende kommentieren, reagieren, beten und singen mit, bringen sich individuell ein: vgl. Ergebnisse zur CONTOC-Studie 2021).

Heidi A. Campbell modellierte diese Entwicklung vom Format zum Prozess im hilfreichen Dreischritt von „*transferring*“, „*translation*“ und „*transforming*“: vom „Transfer“ des Formats ins Digitale, so nah am Original wie möglich, über die Übersetzung (*translation*) traditionell gottesdienstlicher Elemente in den Raum, der per Streaming sichtbar gemacht werden kann, hin zur Transformation dessen, was die Gemeinschaft der Glaubenden braucht, auf der Grundlage der Möglichkeiten digitaler Gemeinschaftsbildung in diesen Raum hinein (vgl. Campbell 2020).

Mit diesen Schritten wurde auch der in der Kirche tradierte Weg des Umgangs mit Digitalisierung verlassen: Einst behandelt in den Medienreferaten und medienpädagogischen Arbeitsstellen, wurde nun deutlich, dass das Thema längst dort allein nicht mehr hingehört. Der pastorale Raum ist um den digitalen erweitert. Wie „territorial“ ist er zu gestalten (vgl. Reinders 2006, 26–28)? In welchen Definitionen von Distanz und Nähe bemisst sich eine Zugehörigkeit der Menschen, die dort sein wollen? Die Antworten darauf sind personal feinfühlig zu geben.

In der Abstimmung mit gesellschaftlichen Realitäten werden vermeintliche theologische Selbstverständlichkeiten auf den Prüfstand gestellt, um neu durch sie „durchzugucken“: „Wie und was verändert sich an Gottesdiensten, wenn sie für ein Streaming ‚produziert‘ werden“ (Ergebnisse zur CONTOC-Studie 2021; *transferring*)? Wie steht es um die tätige Teilnahme der Gläubigen (*Sacrosanctum concilium* 14) in Gottesdiensten und welche Aussagekraft hat es, wenn es nicht gelingen will, sie in andere Ausdrucksweisen des Glaubens zu übersetzen (*translation*)? Was macht jenseits der Eucharistiefeyer als „Quelle und Höhepunkt“ des Glaubens (*Lumen gentium* 11), jenseits der Liturgie überhaupt und jenseits der binnenkirchlichen Formen „einen Christen zu einem Christen“ (Halík 2021, 16), im Außen der Gesellschaft so relevant sichtbar, dass er diese Gesellschaft wie ein Sauerteig durchwirken kann (*transforming*)? Wie „kontextsensitiv“ gelingt „theologische Reflexions- und Aneignungsfähigkeit“ (Eimterbäumer u. a. 2021)? Einen Zugang bietet die fundierte Auseinandersetzung mit Gottesbildern, die darauf antworten, etwa in der Prozesstheologie.

Sich diesen Fragen neu zu stellen, erfordert von Mitarbeitenden in der Kirche die dezidierte Bereitschaft, „nicht wie ein Navi“ zu agieren (Bischof Helmut Dieser, Aachen, Beauftragung zum pastoralen Dienst im Hohen Dom zu Aachen, 27. August 2021), als würde die Kirche den Weg der Menschen schon immer kennen, und erfordert den Entschluss, eine „wissbegierige“ Kirche zu sein („Kirche kann.“, Stadtpastoraltag Bremen, September 2021) – nicht zuletzt deswegen, weil Wissbegier und geplantes Sich-überraschen-Lassen von Anfang an Methoden in der Algorithmenforschung sind (vgl. Sun u. a. 2011).

Perspektive 2: Vom Angebot zur Beteiligung

Kirchliches Denken ruht, überspitzt formuliert, aus der Formatlogik heraus auf den sehr schmalen Stahlplatten von „Angeboten“ wöchentlich um 15 Uhr im Pfarrheim bei Kaffee und Kuchen. Digitalität guckt von der anderen Seite her durch. Sie ist dort anschlussfähig an pastorales Handeln, wo gefragt wird: Wer bist du, wie lebst du, was bringst du mit, was bringst du ein, was brauchst du, wo können wir vernetzt aneinander anknüpfen und voneinander lernen, darf ich bei dir zu Gast sein? „Wo wohnst du?“ – „Kommt und seht!“ (Joh 1,38 f.).

Als Lernangebot für das Personal der Kirche dazu, wie man auf digitalem Weg mit Menschen Kontakt aufnimmt (vgl. Ergebnisse zur CONTOC-Studie 2021) und einander zeigt, „wo man wohnt“, knüpft beispielsweise die MDG (Medien-Dienstleistung GmbH) beim Format „*Mission Reichweite*“ an. Der einjährige Kurs begleitet in verschiedenen Diözesen das Personal beim Reichweitenaufbau in Social Media, beim Community-Management der so gefundenen Personenkreise, bei Fragen zur Technik, darunter Kamera, Schnitt und Ton, bei der Auswahl und Steuerung des Contents über geeignete Kanäle.

Digitalität lebt von Vernetzung, von der Beteiligung und vom Teilen. Inhalte teilen, einander mitteilen, Bildschirme teilen. Sie lebt vom Freigeben. Die kürzlich gestartete Plattform digitalpastoral.de lädt explizit ein: „[...] teile mit uns Erfahrungen, Ahnungen und Konzepte“. Durchlässig werden, sich selbst öffnen, das initiiert die Digitalität. Der Erfurter Jugendpfarrer Philipp Förter beschreibt, wie sich der Blick der kirchlichen Tradition so weiten kann: In einem begleiteten Exerzitienkurs für junge Menschen gab es neben einem Heft für die Gebetszeiten zu Hause online Begleitung und Gesprächsangebot. Eine Einladung an die Exerzitianten bestand darin, jeden Tag ein Foto auf eine Plattform hochzuladen. Diese Aufgabenstellung verfolgte das Ziel, den jungen Leuten geistliche Impulse zu geben. Philipp Förter machte dort die Erfahrung: „Ich habe ein Bild gesehen und war dann überrascht: Was hat das mit diesem Tag zu tun? Also, diese jungen Menschen haben mir einen geistlichen Impuls gegeben“ (Bistum Erfurt 2021). Diese Erfahrungen zuzulassen und damit zu rechnen, dass sie geschehen können, setzt gegenseitiges Vertrauen voraus.

Perspektive 3: Von der Technik zur Haltung

Verbunden mit den Erfahrungen digitaler Arbeitsweisen ist der Wunsch nach „Verbesserung der technischen Infrastruktur“ und „Professionalisierung und Weiterbildungen in allen digitalen und technischen Bereichen“ (Ergebnisse zur CONTOC-Studie 2021). Was vordergründig plausibel scheint, ist im Kern noch einmal gründlich „durchzugucken“: Wie betrifft Digitalität die kirchliche Arbeit? Um Anfragen zu verstehen und zu begleiten, die Digitalität berühren, muss ich nicht wissen, wie ein Rechner funktioniert. Ich muss nicht wissen, wie ein Algorithmus programmiert ist. Ich muss mich aber damit beschäftigen, was

die Menschen bewegt hat, ihn genau so zu programmieren. Begegnungen, die auf digitalem Wege oder durch Themen der Digitalisierung angebahnt sind, nutzen Technik, leben aber nicht davon, sondern leben auch in der Digitalität von personaler Beziehung.

„Digitalität‘ will ausdrücken, dass wir nicht aus der Technikperspektive auf die Veränderungen schauen, die die Digitalisierung mit sich bringt, sondern aus der gesellschaftlichen Perspektive“ (Gadeib 2019, 36). Ein Beispiel beschreibt Jugendpfarrer Philipp Förter: Wenn ich die ganzheitliche Heilszusage des Evangeliums verkündige, hören mir Menschen zu, die ihre Selbstfürsorge an den Self-Tracking-Daten ihrer Gesundheits-App zu ihren Bewegungs-, Ess- und Schlafgewohnheiten ausrichten (vgl. Bistum Erfurt 2021).

Verführerisch ist es, Digitalität vorschnell als technisches „Betriebssystem“ zur Leistungssteigerung misszuverstehen. Ginge es nur um „Zuweisungssicherheit und Effizienz des Verarbeitungsvorgangs“, wären die entsprechenden Prozesse schnell aufgeräumt, der Mensch dahinter nur Erfüllungsgehilfe dazu, Routinen und Rechenregeln abzuarbeiten (Gugerli 2018, 78 f.). Für beziehungs- und glaubensorientierte Kommunikation wäre er nur ansprechbar in den Freiräumen, die solche digitalen Verarbeitungsprozesse schaffen, wenn sie erledigt sind. Gut umgesetzte Digitalisierung sammelt hingegen möglichst viele Erfahrungen zur gleichen „Mission“ an möglichst vielen regionalen Knotenpunkten, um diese Erfahrungsdaten über Rückmeldungen in das Gesamtsystem einfließen zu lassen und es so zu stabilisieren (vgl. Fritz 2019). Dies könnte eine digital vorgestellte Variante von „katholisch“ sein: ein weites Netzwerk mit einzelnen, selbstständig arbeitenden Untersystemen, die ins Gesamtsystem so eingebettet sind, dass sie es im Rückfluss absichern, einzelne Gemeinden genauso wie einzelne Gläubige. Auch hierfür gilt der Rat für einen klugen Umgang mit der digitalen Transformation der Gesellschaft: „Denken Sie erst an die Effektivität (das Richtige tun), dann an die Effizienz (die Dinge richtig tun)!“ (Gadeib 2019, 213).

Arbeiten in der Durchguckkirche

Wo sich transformative Prozesse der Welt und der Kirche in der Digitalität berühren, entsteht an den Knotenpunkten Neues und stabilisiert das Gesamt des kirchlichen Lebens: Seelsorge in der Arbeitswelt gibt es für die Handwerkerinnen an den Fließbändern, es gibt sie bei den Truckfahrern, die Ware von A nach B liefern, sowie an der Schnittstelle von der Hochschulseelsorge zu den Startups, die sich aus dem Campus ausgründen und deren digitale Geschäftsideen auch ethische Fragestellungen aufwerfen. Schulseelsorge findet sich weiterhin im kleinen Raum mit dem Sofa und der Packung Papiertücher auf dem Tisch wie auch im Raum, der für alle digital begehbar als Spielraum gebildet wird. Die Studienwoche zur Trauerpastoral bietet liturgisch-homiletische Zugänge, eine Psychologin stellt die Trauer-App grievy vor, die in der entwidmeten Kirche entwickelt wurde, die nun digitalHUB ist und als Coworking-Space Raum für Start-ups bietet. Geschichten vom Scheitern lassen sich so erzählen, dass sie zum Gelingen der anderen beitragen (vgl. die „Fuck Up Stories“ des Quellpunkt Aachen): Im Bistum Aachen ist es in einigen, hier benannten Arbeitsfeldern sichtbar, in welchen Bereichen sich pastorales Personal weiterentwickeln kann.

Die Person, die sich darauf eingestellt hat, im pastoralen Dienst die eigene Kirche in dieser Weise als „Durchguckkirche“ zu gestalten, wird von Mitgliedern im evangelischen „Arbeitskreis Pastoraltheologie“ so beschrieben: Sie „[...] nutzt die Vertrauensressource ihres regionalen Kontextes und macht probeweise Vorstöße in fremde Gefilde. Sie schaut primär ins Woanders und verbindet Menschen zu religiöser Kommunikation und religiösem Erleben. Losgelöst vom Erfolgsdruck wird es möglich, selbst Lernerfahrungen zu machen, weil die Kultur fehlerfreundlicher wird: Im Fremden, Unbekannten zu agieren lässt nämlich fraglich werden, was überhaupt als Fehler gilt. Die Rollenstabilität im Selbstverhältnis [...] erschöpft sich folglich nicht in einem Set abrufbarer Tätigkeiten, sondern ergibt sich aus Berufung, Beauftragung und dem Mut, in die Welt hinein zu wirken, sodass das Evangelium darin laut wird“ (Eimterbäumer u. a. 2021).

Literatur

Bistum Erfurt, Digitalität als pastorale Herausforderung. Gespräch mit Philipp Förter, in:

Bistum Erfurt, Hörenswertes im Bistum Erfurt. Vorträge, Interviews und Predigten, 2021 (alle Internetquellen abgerufen am 24.11.2021).

Campbell, Heidi, Distancing Religion Online: Lessons from the Pandemic Prompted Religious Move Online, in: University of Notre Dame (Hg.), Contending Modernities, 2020.

Eimterbäumer, Alexandra u. a., Navigieren im Nebel. Pastoraltheologische Anmerkungen zu Pfarrberuf und Pandemie, in: Cursor_ Zeitschrift für explorative Theologie, 19.10.2021.

Ergebnisse zur CONTOC-Studie, Sektion Deutschland, aufbauend auf die erste ökumenische Tagung am 13.4.2021, 2021.

Fritz, Stefan, Raus aus der Effizienzfalle. Digitalisierung neu gedacht für unsere Welt der B2B Geschäftsprozesse, 2019.

Gadeib, Andera, Die Zukunft ist menschlich. Manifest für einen intelligenten Umgang mit dem digitalen Wandel in unserer Gesellschaft, Offenbach 2019.

Gugerli, David, Wie die Welt in den Computer kam. Zur Entstehung digitaler Wirklichkeit, Frankfurt/M. 2018.

Hálek, Tomáš, Die Zeit der leeren Kirchen. Von der Krise zur Vertiefung des Glaubens, Freiburg 2021.

Reinders, Angela M. T., Zugänge und Analysen zur religiösen Dimension des Cyberspace, Münster/Berlin 2006.

Sun, Yi/Gomez, Faustino/Schmidhuber, Jürgen, Planning to Be Surprised: Optimal Bayesian Exploration in Dynamic Environments, 2011.

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Digitalität » Das Weiße zwischen dem Schwarzen erahnen

Das Weiße zwischen dem Schwarzen erahnen

Erfahrung von 20 Jahren Internetseelsorge in der Diözese Würzburg und darüber hinaus

Zu den ältesten Formen von pastoralen Angeboten im Digitalen zählt die beratende Internetseelsorge, deren Anfänge noch vor der Jahrtausendwende liegen. Von den Erfahrungen mit dieser Art der Seelsorge und ihren Besonderheiten berichtet Walter Lang.

„Hallo Walter, ich wende mich heute an Sie, weil ich ein großes Problem habe. Ich fange einfach mal an ...“

„Hallo Walter, ich bin auf der Suche nach Rat und Austausch, da ich mich momentan schwertue, mich in meine Lebenssituation einzufinden und diese anzunehmen. Auch von meinem Glauben entfremde ich mich nach und nach, wodurch zusätzlicher Halt verloren gegangen ist ...“

Der Beginn von zwei Anfragen aus der Internetseelsorge mit ganz unterschiedlichen Hintergründen. Auf diese oder auch manchmal noch knappere Weise öffnen Menschen, die nach seelsorglicher Begleitung suchen, ihre Türen zu ihrem Lebensumfeld, zu Beziehungen, in denen sie leben, zu ihren Fragen. Und jedes Mal ist es spannend, als Internetseelsorger den Weg mit diesen Menschen zu gehen. Wie gelingt es, eine Beziehung aufzubauen, Worte zu finden, zwischen den Zeilen zu lesen, Resonanzen zu spüren und auch zu benennen, die weiterführen? Die Anfrage an Seelsorge ist auf diese Art oft sehr unvermittelt und überfallartig. Ratsuchende schätzen aber diese Form, sie müssen sich nicht an Öffnungszeiten einer Beratungsstelle orientieren. Sie können in ihrer gewohnten Umgebung schreiben, müssen nicht sprechen, können frei schriftlich ihre Gefühle äußern, werden nicht „dumm angeschaut“, benennen oft Verhalten, das sie selbst an anderer Stelle noch nicht äußern konnten oder wollten, weil es mit Scham besetzt ist. Es entsteht ein Bild, eine Wirkung beim Lesen, mit dem sich die Seelsorgerin, der Seelsorger in Verbindung bringen muss. Der Text erzeugt eine Resonanz, die sehr unterschiedlich aussehen kann und die in den Dialogen immer wieder überprüft werden will, sowohl von der Seelsorgerin, dem Seelsorger wie den Anfragenden. Die asynchronen Antworten ermöglichen diesen Dialog und die Auseinandersetzung mit sich selbst sowohl bei Anfragenden als auch bei Seelsorgerinnen und Seelsorgern. Hinter den schwarzen Zeichen der Schrift auf dem Bildschirm erscheinen die weißen Flächen zwischen den Buchstaben wie das Verborgene, das Geheimnis, das in jedem Menschen steckt und oft erst nach und nach im Verlauf eines Dialoges zum Vorschein kommt und auch dem Ratsuchenden, der Ratsuchenden plötzlich klar und deutlich wird.

Wie kam es dazu?

1998 setzt die Diözese Würzburg, zeitgleich mit der Erzdiözese Freiburg, als eine der ersten auf eine neue Form der Begleitung und Beratung, eine neue Form der Seelsorge: Hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger stellen sich für Menschen zur Verfügung, um sie per Mail auf ihrem Weg zu begleiten und zu beraten. Diakon Uwe Holschuh entwickelte mit dem damaligen Leiter der Internetredaktion der Diözese Würzburg, Walter Sauter, ein Seelsorgeangebot, das der Zeit entsprach. 1998 entwickelte sich die flächendeckende Nutzung des Internets erst, es war das Jahr der Gründung von Google. Es gab die ersten Websites und die ersten Online-Angebote. Nach der ARD-ZDF-Onlinestudie von 1998 verfügten 6,6 Millionen Personen in Deutschland über einen Onlinezugang. Der „typische Onlinenutzer ist jung, männlich und hochgebildet“, hieß es damals (van Eimeren u. a. 1998). Von dieser Ausgangslage entwickelten sich dann auch die Nutzer des Seelsorgeangebotes. Von Anfang an wurden die Vorteile des niedrighwelligen Angebotes sichtbar. Viele Nutzerinnen und Nutzer schätzten es, von zu Hause aus anonym, kostenlos und datensicher eine Seelsorgerin oder einen Seelsorger zu kontaktieren. Vor allem Themen, die vielleicht in einem Gespräch nicht direkt angesprochen werden konnten, werden so über die Tastatur formuliert. Ein anderer Vorteil ist die Möglichkeit des zeitversetzten, asynchronen Schreibens und Antwortens sowohl für die Anfragenden wie auch für die Seelsorgerinnen und Seelsorger. Gerade auch Themen, die vor Ort mit einem Seelsorger, einer Seelsorgerin nicht besprochen werden können, vielleicht weil sie schambesetzt sind oder auch „zu nah“ gehen, kommen in den Anfragen immer wieder vor.

Ratsuchende kommen aus den unterschiedlichsten Milieus mit den verschiedensten (nicht nur kirchlichen) Anfragen. Häufige Themen sind Depression, Beziehungskrisen, Einsamkeit, kirchliche und religiöse Spezialfragen, die kirchlicherseits tabubesetzt sind. Anfragende mit psychischen Belastungen nehmen in der Statistik zu. Menschen, die keine anderen Kontaktflächen mehr haben oder auch in mehreren Therapiemöglichkeiten Hilfe gesucht haben, sehen die Begleitung über das Internet als eine nochmalige Chance, die sie



Walter Lang ist Pastoralreferent und Beauftragter für Internetseelsorge in der Diözese Würzburg.

weiterbringen könnte.

Das Alter der Ratsuchenden entspricht den Nutzern des Internets. Zu Beginn waren es Männer und weniger Frauen bis 50, die auch beruflich viel mit dem Internet zu tun hatten. Inzwischen nutzen alle Altersschichten das Internet intensiv, so dass auch das Alter der Ratsuchenden angestiegen ist. Vermehrt melden sich Menschen, die schon in Therapie und Beratung waren. Generell ist diese Form der Seelsorge sehr niedrigschwellig: Kein Aufsuchen einer Beratungsstelle, keine Preisgabe der Stimme im Unterschied zur Telefonseelsorge, anonym, erstes „Andocken“. Es wird erlebt als ein wichtiges Angebot der Kirche, Menschen in ihrer persönlichen Notsituation eine erste Anlaufstelle zu geben und sie zu begleiten oder auch an die entsprechenden anderen Beratungsinstitutionen weiterzuleiten.

In der Regel handelt es sich eher um eine Kurzzeitberatung (sechs bis acht Mails). Es liegt aber im Ermessen des Seelsorgers, der Seelsorgerin, auch über einen längeren Zeitraum den Kontakt aufrechtzuerhalten.

Seit 2012 haben sich nach und nach das Erzbistum Freiburg und die Bistümer Aachen, Mainz, Würzburg, Speyer, Erfurt und Osnabrück zusammengeschlossen, um auf der Plattform internetseelsorge.de (betrieben von der KAMP, der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral) gemeinsam ein Angebot der Internetseelsorge im deutschsprachigen Raum zu platzieren. Aus dem anfänglichen Pionierdasein in einzelnen Diözesen wie Freiburg und Würzburg gab es immer wieder auch das Bemühen, eine Ebene zu schaffen, auf der mit mehreren Diözesen ein solches Angebot betrieben werden kann – das Internet kennt keine Diözesangrenzen. Auf internetseelsorge.de vernetzen sich jetzt verschiedene diözesane Anbieter mit einem datensicheren Webmail-System, das Anfragenden erlaubt, aus verschiedenen Seelsorgerinnen und Seelsorgern, an die sie ihre Anfrage richten können, auszuwählen. Alle Seelsorgerinnen und Seelsorger sind zur Supervision verpflichtet und nehmen an Fortbildungsveranstaltungen teil.

Weiterentwicklung: Geistliche Begleitung

Seit 2017 wird über die Plattform internetseelsorge.de auch „Geistliche Begleitung online“ angeboten von den (Erz-)Bistümern Rottenburg-Stuttgart, Freiburg und Würzburg. Der Unterschied zum Seelsorgeangebot: Die Form der Begleitung ist über einen längeren Zeitraum angelegt. Es wird Wert darauf gelegt, dass auch über die digitale Kommunikation ein geistlicher Prozess über 4 bis 6 Monate angestoßen wird. Die geistlichen Begleiterinnen und Begleiter, die sich für dieses Angebot zur Verfügung stellen, sind Mitglieder des Forums Geistliche Begleitung der Diözesen, damit ausgebildete geistliche Begleiterinnen und Begleiter. Das Angebot wird vor allem auch von Menschen genutzt, die in diese Form der Begleitung hineinschnuppern wollen bzw. sich noch nicht sicher sind, ob diese Form der Begleitung eine Möglichkeit für sie ist. Dabei kommt es immer wieder zu Nachfragen nach einer Begleitung „face to face“.

Seelsorge online: Entwicklungen

Beratende Seelsorge per Mail oder Chat, wie sie am Anfang von den Pionieren der Internetseelsorge in den Bistümern vorangetrieben wurde, muss inzwischen nicht mehr begründet werden. Inzwischen hat jede Beratungsstelle auch ein Online-Angebot und gerade anonyme Begleitungs- und Beratungsanfragen werden im Netz auf vielen Kanälen beantwortet. Die Beschleunigung der digitalen Kommunikation im kirchlichen Bereich durch Corona, die unterschiedlichen Angebote von Messengerbegleitung, Youtube-Kommentaren bei Livestreams, Zoom-Gottesdienste u. v. m. zeigen, dass gerade im Netz digitale Kirche, Digitalpastoral mit hochwertigen Angeboten vorhanden sein muss, um überhaupt wahrgenommen zu werden. Einzelne Seelsorgerinnen und Seelsorger in den Gemeinden waren gezwungenermaßen im Netz kreativ unterwegs und haben für sich entdeckt, dass der Kontakt so zu noch ganz anderen Milieus, Kreisen und Gruppen möglich ist. Die Weiterentwicklung des Kommunikationsverhaltens durch Chat und Messenger-Dienste verändert auch die Mail-Kommunikation. Es werden Abkürzungen, Emojis, durchgängige Kleinschreibung, kurze Sätze, Teilsätze verwendet. Genauso nimmt die Erwartung zu, dass möglichst schnell kommuniziert wird und direkte Antworten ohne lange Pausen wünschenswert wären. Das alles verlangt eine qualifizierte und fundierte Ausbildung im Bereich der schriftbasierten Form der Seelsorge per Mail und Chat.

Auf diese Weise haben viele Seelsorgerinnen und Seelsorger erfahren, was Birgit Knatz schon 2013 in ihrem Handbuch Internetseelsorge beschrieben hat: „Hier gilt, was die große Anziehungskraft der computergestützten Kommunikation ausmacht: Durch die Niedrigschwelligkeit und die Möglichkeit der Anonymität entsteht die paradoxe Situation einer besonderen Nähe durch Distanz. Ähnlich wie das Telefon ist der Computer eine Art Zaubermaschine: Er hält die Nähe fern und zieht die Ferne in die Nähe der Intimität. Diese Distanz ermöglicht eine Kommunikation mit Themen, die sonst eher als Tabu gelten: Glaubensfragen, Sexualität, Sterben, Tod, Schuld und Vergebung“ (Knatz 2013, 24 f.).

Für die beteiligten Verantwortlichen auf internetseelsorge.de war schon immer die Gewährleistung von Anonymität und Datensicherheit per Webmail Grundvoraussetzung des Angebotes von seelsorglicher Begleitung. Das bleibt sicherzustellen und auch in immer undurchschaubareren Datenschutzregeln aufrechtzuerhalten, um die Nutzerinnen und Nutzer, ihre Anliegen und ihre Anonymität zu schützen, und das gilt es auch in die Bistümer zu kommunizieren, die noch nicht auf der Plattform vertreten sind. [Internetseelsorge.de](http://internetseelsorge.de) bietet als Plattform eben das niedrigschwellige und doch sichere und anonyme Angebot für

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Digitalität » Community oder Gemeinde?!

Community oder Gemeinde?!

Über Gemeinschaftsbildung im digitalen Raum #digitalekirche

Nicht alles Pastorale, was im digitalen Raum stattfindet, wird den prägenden Eigenschaften digitaler (Glaubens-)Kommunikation gerecht, meint Lisa Quarch. Am Beispiel eigener Projekte zeigt sie auf, was für gelungene, dem Kontext der Social Media angemessene digitale Kommunikation typisch und notwendig ist.

An einem gewöhnlichen Dienstagabend sitze ich in einem Instagram-Livestream mit Kira (@kira_beer), einer anderen jungen Frau, die auf Social Media über ihren Glauben spricht. Im Stream sind so um die 50 Menschen, die uns beiden dabei zuhören, wie wir uns fragen, wie wir über unsere Erfahrungen mit Gott erzählen können, ohne übergriffig oder anmaßend anderen gegenüber zu sein. Eine von uns beiden sagt den Satz: „Ich kann nichts Anderes tun, als meine eigene Geschichte zu erzählen.“

So einfach dieser Satz klingt, so wird er doch so häufig nicht umgesetzt.

Meine eigene Geschichte mit Gott. Ich erzähle von dieser, so gut ich kann. Irgendwann habe ich begonnen, dies digital zu tun, erst in einem Podcast und jetzt auf Instagram: In einem Livestream montags abends, in einem Gottesdienst sonntags vormittags, in einem Post donnerstags nachmittags. In einer Story auf dem Friedhof, in einem Reel (Kurzvideo; die Red.) zwischen Schreibtisch, Main-Ufer und weiten Spielräumen.

Wenn ich auf Instagram meine eigene Geschichte erzähle, erzählen mir auch andere Menschen ihre, und dadurch stellen wir manchmal fest, dass uns Dinge verbinden. Dass wir auf ähnliche Herausforderungen und Hindernisse stoßen, aber auch ähnliche Hoffnungsträger und Inspirationsquellen finden. Wenn uns in aller Unterschiedlichkeit genug verbindet, dann entsteht Motivation und Ideenreichtum für Projekte und Aktionen, die mit Gott und Gebet zu tun haben und dabei ganz unterschiedlich sind. Und um diese Projekte herum entsteht Gemeinschaft.

Ich stelle nun zwei solcher Projekte vor, an denen ich selbst beteiligt war und bin:

1. Das feministische Andachtskollektiv

Das feministische Andachtskollektiv (fAk) ist ein Produkt des ersten Corona-Lockdowns aus dem Jahr 2020. Damals gab es eine kurze Phase, in der eine unglaublich große Zahl an Projekten auf Social Media aus dem Boden geschossen ist. Die meisten von diesen Ideen gab es ein paar Monate später nicht mehr (was überhaupt nicht schlimm ist, Kurzlebigkeit gehört zu Social Media auch dazu!). Das feministische Andachtskollektiv gibt es immer noch. Was ist das fAk eigentlich? Es ist ein Zusammenschluss von zehn Personen (allerdings nicht mehr die gleichen wie zu Beginn), die in den damals entstandenen Projekten des Lockdowns die feministische Perspektive vermisst haben. Und so haben wir einfach mal gestartet und eine christliche Andacht aus feministischer Perspektive in unseren Instagram-Stories gepostet. Das hat vielen Menschen gefallen. Unser Content hat Anschluss genommen an die Geschichten anderer, und so hat dieser sich immer weiter verbreitet. Wir sind vieles, von dem manche Menschen auf Social Media geglaubt haben, dass es das in den Kirchen nicht gibt oder auch nicht geben darf: Wir sind ökumenisch, wir sind jung, wir sind feministisch. Wir sind digital. Wir sind unabhängig. Wir sind politisch. Wir sind bunt, laut, leise.

Dass diese Kombination überhaupt möglich ist, hat gereicht, um dafür zu sorgen, dass wir gesehen wurden, und hat uns gezeigt, dass es viele Menschen gibt, denen es so geht wie uns: Sie vermissen die persönlichen Geschichten in Gottesdiensten, die schönen Texte und den Feminismus.

Und so legten wir los und probierten uns aus! Wir haben uns immer wieder verändert und neu aufgestellt. So sind wir auch immer noch auf der Suche danach, was wir eigentlich wollen und wie wir funktionieren, und stellen uns auch immer wieder die Frage, ob wir als Kollektiv gut funktionieren, und das ist auch gut so. Denn auch in einem jungen, innovativen Projekt ist es manchmal sehr verlockend, in das „Aber das haben wir schon immer so gemacht“ zu verfallen. Und das wollen wir nicht.

Eine spannende Frage zum fAk ist: Warum gibt es dieses Kollektiv immer noch – obwohl die meisten Produkte des ersten Lockdowns sehr schnell verschwunden sind? Ich glaube, da gibt es mehrere Gründe. Als wir das fAk gegründet haben, war es vor allem eins: Ein Kind von Sehnsucht. Wir haben eine Form von Gebet vermisst, und dann haben wir sie einfach selbst gemacht. Das tat uns gut, und somit war von Anfang an eine hohe Identifikation und ein hohes Maß an Engagement da. Engagement ist, glaube ich, ein weiterer wichtiger Punkt: Das ganze Projekt ist ehrenamtlich. Niemand von uns wird für diese Arbeit bezahlt. Zwar haben



Lisa Quarch ist Pastoralassistentin im Bistum Limburg und u. a. unter @lisa_quarch auf Instagram aktiv.

wir alle irgendetwas mit Theologie oder Religion studiert, aber das fAk ist nicht Teil unserer Arbeit. Das bringt offensichtliche Nachteile mit sich: Wenn die Lohnarbeit gerade zu viel Raum einnimmt, fällt die Arbeit fürs fAk aus. Es hat aber auch die Vorteile, die meiner Meinung nach auch die allgemein herausragenden Vorteile des digitalen Raumes sind, von denen der analoge Raum und auch das Ehrenamt im analogen Raum etwas lernen können: Wir mussten für unsere Arbeit niemanden fragen – keinen Bischof, kein Presbyterium, keine Chefin. Wir mussten kein ausgearbeitetes Konzept vorlegen oder uns bemühen, irgendwie an den Kirchenschlüssel und die eingeschaltete Heizung zu kommen. Wir konnten ohne großen Plan für die Zukunft, aber mit großer Motivation und Vision einfach starten. Das hat natürlich zu Pannen und Fehlern geführt, zu schlechtem Ton und Rechtschreibfehlern, zu problematischen Aussagen und totaler Verwirrung. Aber das ist auch okay so. Denn wir haben immer und immer wieder um Feedback gebeten und haben das Feedback immer wieder in die nächsten Andachten eingearbeitet. Und das führt zu einem weiteren Punkt, der meiner Meinung nach den Erfolg dieses Projektes ausmacht: Von Anfang an setzte das fAk auf Kollaboration. Das liegt natürlich einmal im Wesen eines Kollektivs, aber auch in diesem hätten wir einfach eine geschlossene Gruppe werden können. Das wollten und wollen wir jedoch nicht. Wir haben Menschen begeistert, und so haben wir diese einfach dazugeholt und zur Mitarbeit inspiriert. In fast jeder unserer Andachten haben wir Gäst:innen mit dabei. Diese gestalten in aller Freiheit einen Beitrag. Die einzigen Vorgaben, die wir unseren Gäst:innen machen, sind: 1. inklusive Sprache, 2. nicht länger als zwei Minuten und 3. sie müssen der Meinung sein, dass ihr Beitrag in unsere Andacht passt. Dadurch bringen wir unseren Gäst:innen Vertrauen entgegen. Und dieses wird immer wieder belohnt durch kreative, liebevolle und ermutigende Beiträge.

Wenn ich mich auf Instagram umschaue, stelle ich fest: Die Projekte der Glaubenskommunikation, die funktionieren, sind diejenigen, die so konzipiert sind, wie eben Social Media funktioniert: Alle senden und alle empfangen. Klassische kirchliche Kommunikation funktioniert meistens genau anders herum: Einer sendet und alle anderen empfangen. Das ist die Kommunikation des Pfarrhauses, die Kommunikation der Predigt, die Kommunikation der/des im Fernsehen oder Internet übertragenen Messe/Gottesdienstes. Die Kirchenräume sind genau dafür ausgelegt. Sie sehen aus wie ein Theater oder ein Hörsaal. Sie sind nicht dazu gedacht, dass alle Menschen senden und alle empfangen dürfen. Die Social-Media-Räume dagegen sind genau so gedacht. Und wenn Glaube und Kirche dort in authentischen Formaten zu finden sein sollen, dann muss die Kommunikationsform transformiert werden. Damit meine ich nicht, dass alle lernen, wie ein Smartphone funktioniert, sondern echte Veränderung. Nicht nur „die Form“ muss sich wandeln, sondern auch die Struktur des Inhaltes. Die digitalisierte Art der Kommunikation anzuwenden hat immer etwas mit dem Risiko zu tun, Macht abzugeben. Wenn die Kommunikation an eine digitalisierte Gesellschaft angepasst und nicht einfach nur digital wird, dann passiert die Verteilung der Macht von ganz alleine. Es ist eine notwendige Bedingung dafür, denn es öffnet Räume, in denen alle senden und alle empfangen können. Das ist der Grund, warum Social Media ein so wichtiger Ort zur Selbstermächtigung ist. Gerade im kirchlichen Bereich, aber auch in anderen stark hierarchischen Strukturen. Macht hat hier nicht die Person mit dem höchsten Amt, sondern die mit den meisten Verbündeten. Nicht umsonst fällt in digitalen Kirchenräumen immer wieder der Satz: Netzwerk schlägt Hierarchie. Auf Social Media ist das wahr. Ich glaube, in einer digitalisierten Gesellschaft und Kirche wird es immer wahrer, auch im analogen Bereich.

So viel zum feministischen Andachtskollektiv.

Ich möchte noch ein anderes Projekt vorstellen. Ich habe auf meinem Instagram-Account eine Reihe gestartet (gerade pausiert sie leider aus zeitlichen Gründen *#ehrenamt*) mit dem Titel:

2. Safe space with Holy Spirit

Die Idee dahinter ist sehr einfach: Immer zwei Menschen, eine andere Person und ich, starten gemeinsam einen Livestream auf Instagram.

In diesem Livestream beten wir gemeinsam und zwar immer für das, was dem*der Anderen gerade in diesem Moment auf dem Herzen liegt. Ohne Vorbereitung, ohne Skript. Einfach frei und ehrlich. Ich habe dies ungefähr zwei Monate lang, dreimal die Woche angeboten. In die Gebete habe ich immer auch noch Gebetsanliegen aus meiner Instagram-Community mitgenommen, die mir zugeschickt wurden. Auch mein:e Gäst:in hat häufig in ihrem Profil nach Gebetswünschen gefragt. Die Menschen, die mit mir live gegangen sind, waren ganz unterschiedlich. Sehr oft waren es Personen, die vorher noch nie in einem Instagram-Livestream waren. Das hat überhaupt nichts ausgemacht. Social Media ist einfach, und Gebet, besonders freies Gebet, ist es auch, wenn alle mit Offenheit und der Bereitschaft, sich auch ein bisschen verletzlich zu zeigen, an die Aktion herangehen. Ich kann für mich sagen und habe dies sowohl von meinen Live-Mitbeter:innen als auch von den anderen Anwesenden so zurückgemeldet bekommen: Die ehrliche und einfache Form dieses Gebets war sehr, sehr kraftvoll und voller Segen. Diese Aktion zeigt, wie einfach und gleichzeitig machtvoll digitale Arbeit sein kann. Auch diese Aktion hat vor allem auf zwei Dinge gesetzt: Gemeinschaft und Ehrlichkeit.

Social Media ist, wie der Name schon sagt, sozial.

Wenn ich einfach irgendetwas in die Kamera rede, dann kann es gut sein, dass dies ein paar Menschen anspricht, aber um eine Gemeinschaft, eine Community zu bilden, braucht es mehr.

Es braucht Offenheit, es braucht die Bereitschaft, sich verletzlich zu zeigen, und es braucht die Möglichkeit, sich selbst einzubringen: Kommunikation darf nicht einseitig bleiben. Beides hat dieses Projekt auf einfache und unkomplizierte Weise getan.

Das waren zwei Social-Media-Formate, die erfolgreich sowohl digitale Glaubenskommunikation als auch digitale pastorale Arbeit gemacht und so gut funktioniert haben. Ich habe versucht, hier darzulegen, warum das meiner Meinung nach der Fall war. Ich fasse es noch einmal kurz zusammen:

- Die Projekte setzen auf Gemeinschaft – Social-Media-Arbeit ist gemeinschaftlich, und das sind diese Projekte auch.
- Menschen erzählen ihre Geschichten. Sie sind ehrlich und offen.
- Sie sind persönlich aus der Ich-Perspektive. Es gibt keine vorgefertigten Antworten, es gibt nur Ehrlichkeit und Authentizität.
- Sie sind digitalisiert, denn es sind nicht einfach Produkte, die analog irgendwann mal geklappt haben und die dann gefilmt worden sind, sondern es sind eigenständige digitale Produkte.
- Sie sind selbstermächtigend!

Ich bin bereits auf die Frage eingegangen, inwiefern sich digitalisierte Produkte von analogen Produkten unterscheiden, jenseits davon, dass sie eben im digitalen Raum konsumiert werden.

Dazu noch eine Erklärung: Ich glaube, in der Frage nach digitalisierten Produkten ist die strikte Trennung zwischen digital und analog gar nicht so zielführend. Ein Bistum, das einen Livestream einer Messe auf der Bistums-Facebookseite streamt, hat noch lange keine digitalisierte Pastoral. Das Bistum hat ein digitales Angebot, aber meiner Meinung nach kein digitalisiertes.

Der richtige Ansatz wäre eher eine Trennung zwischen Produkten für eine digitalisierte Gesellschaft und Produkten für eine rein analoge Gesellschaft, die auch mal etwas Digitales nutzt, wenn es sein muss. Auch ein analoger Gottesdienst kann ein Produkt einer digitalisierten Gesellschaft sein, wenn er deren Regeln befolgt. Auch in einem analogen Gottesdienst kann sich die Kommunikationsform ändern. Sie kann neu gedacht und anders strukturiert werden. Ein paar Hinweise dafür habe ich aufgelistet, aber natürlich gibt es da noch viel mehr zu sagen. Das würde den Rahmen dieses Artikels allerdings sprengen. Klar muss sein: Nur weil etwas digital ist, ist es noch lange nicht innovativ. Tobias Sauer schrieb einmal in einem Artikel den schönen Satz: „Scheiße stinkt auch digital“ (Sauer 2021). Und damit hat er einfach Recht. Es ist kein Zeichen für neu und innovativ, wenn etwas im Internet zugänglich ist. Social Media ist schon lange kein „neues Medium“ mehr. Es ist ein gewöhnliches und von vielen täglich genutztes Medium, ein normaler Teil der Lebensrealität der Gesellschaft mit Vorteilen und Nachteilen – so wie jedes andere Medium das auch ist.

Enden möchte ich mit einer kleinen Anekdote, die vielleicht noch die letzte Person überzeugt, die solche Sätze wie „Instagram ist doch nur oberflächlich“ und „Auf Social Media geht es nur um Selbstdarstellung“ glaubt: Ich arbeite als Pastoralassistentin in einer Pfarrei in Frankfurt. Vor ein paar Wochen war dort an Allerseelen ein „Totengedenken“. In der Andacht habe ich eine kleine Ansprache gehalten. Diese habe ich vorher einigen Menschen aus der Pfarrei gegeben und um Feedback gebeten. Ich habe von unterschiedlichen Seiten den Hinweis bekommen, meine Worte seien zu persönlich. Es stimmt – in den ersten Sätzen berichtete ich in der Ansprache von meiner eigenen Trauer um den Tod meines Großvaters. Das Feedback konnte ich gut nachvollziehen und habe den Text deshalb geändert. Ich glaube, es war für den Rahmen wirklich nicht angebracht. Auf Instagram machte ich auch einen Input zu Allerseelen. Ganz anders, aber auch schön. Ich mache seit Ostern letztes Jahr die Reihe „Holy Sounds“. An jedem kirchlichen Feiertag teile ich ein paar Gedanken von mir und ein Lied, das mein „Soundtrack zum Tag“ ist. Dann frage ich meine Community nach ihrem Soundtrack und teile die Lieder. Und so erstellen wir gemeinsam eine Playlist mit vielen, vielen Aspekten des Tages. An Allerseelen erzählte ich vom Tod meines Großvaters und welches Lied für mich deswegen gerade besonders gut zu Allerseelen passt. Ich musste auf Instagram gar nicht darüber nachdenken, ob das „zu persönlich“ ist. Das war es auch nicht. Für diesen Rahmen hat es gepasst.

Digitale Glaubenskommunikation ist persönlich. Tiefgründig. Voller Gemeinschaft.

So wie Kirche eben auch ist. So wie Christentum eben ist. Geschichten werden erzählt, andere hören zu und erzählen ihre Geschichten, und so entstehen neue Märchen, Romane, Kurzgeschichten, Elfchen und Epen – Glaubens- und Lebenszeugnisse.

Literatur

Sauer, Tobias, *Scheiße stinkt auch digital*, 2021 (abgerufen am 9.12.2021).

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Digitalität » „In echt ist es ja doch schöner“

„In echt ist es ja doch schöner“

Überlegungen zur Katechese im digitalen Raum

Digitale Formen von Katechese „nach Corona“ wieder aufgeben? Bitte nicht, meint Tobias Wiegelmann. Besonders für die Erwachsenenkatechese sieht er im digitalen Raum Chancen für eine zugängliche und dialogische Glaubenskommunikation, losgelöst von territorialen Strukturen.

Corona hat uns herausgefordert, auch in der Katechese. Wie gut, dass es die digitalen Werkzeuge gibt. Und doch ist spürbar: Eigentlich wollen wir wieder zurück. Zurück zu „echten“ Begegnungen. Zurück zu einer Katechese vor Corona. Dahin, wo alles wieder so wird, wie es früher, wenn wir ehrlich sind, doch nie gewesen ist. Ich glaube, dass Corona für das katechetische Wirken der Kirche ein großer Schritt nach vorne gewesen ist. Vor allem, wenn wir die Zeichen der Zeit verstehen und uns ernsthaft darauf einlassen.

In einer der unzähligen Videokonferenzen, die uns die vergangenen Monate begleitet haben, überraschte mich eine Kollegin mit der Aussage: „Es ist doch gut, dass wir bald wieder richtige Katechese machen können.“ Richtig war aus ihrer Sicht Katechese in analogen Räumen. Das Zusammenkommen ohne die auferlegten Beschränkungen. Die so genannte „Face-to-Face“-Kommunikation. Diese Aussage hat mich nachdenklich gemacht, hatte ich doch die Pandemie-Zeit so ganz anders erlebt. In meiner Rolle als Referent für Katechese im Erzbistum Köln, die ich bis Sommer dieses Jahres innehatte, durfte ich spannende Aufbrüche begleiten. Wir haben viel nachgedacht über das Wesen der Katechese und uns im besten Sinne herausfordern lassen. Heraus aus den altbewährten Konzepten und Wegen. Heraus aus der Komfortzone, ja auch zaghaft heraus aus innerkirchlichen Filterblasen. Aus diesem Blickwinkel erscheint mir die Sehnsucht nach den alten Formaten wie ein Schritt zurück, den ich für mich nicht mehr gehen möchte.

Um zu erläutern, welche Chance ich in digitalen katechetischen Formaten sehe, möchte ich zwei Gedanken nebeneinanderlegen. Zum einen scheint es mir wichtig, zu verstehen, dass der digitale Raum ein wirklicher Lebensraum von Menschen ist. In meiner Jugend habe ich noch formuliert: „Ich gehe mal ins Internet.“ Heute lebe ich permanent vernetzt. Die Menschen, denen ich online begegne, sind nicht zwangsläufig die gleichen wie in meiner Offline-Welt. Digitalität ist weit mehr als eine technologische Veränderung. Der digitale Raum ist eine soziologische Größe geworden.

Darüber hinaus sollten wir ernsthaft darüber nachdenken, welche Art von Katechese wir zukünftig betreiben wollen. Die Fragen liegen schon lange auf dem Tisch. Welche Relevanz wird die jahrgangsbezogene Sakramentenvorbereitung aka Kommunionunterricht in Zukunft haben? Wie wird es gelingen, Erwachsene besser in katechetischen Formaten zu erreichen? Wie können wir die Formate partizipativer und kommunikativer entfalten? An diesen Punkten hat die Coronalage den Finger deutlich in die katechetischen Wunden gelegt und zugleich Erfahrungsräume geschaffen, aus denen wir für die Zukunft lernen können.

Der digitale Raum als Ort der Katechese

Unterscheiden wir die Formate der letzten Monate nach ihrem Gelingen, so fällt auf, dass überall dort Relevanz und Wirkung entstanden ist, wo die handelnden Akteur/innen die Eigengesetzlichkeit des Digitalen wahr- und ernstgenommen haben. So genügt es zum Beispiel nicht, genauso zu arbeiten wie im analogen Raum und schlicht eine Kamera draufzuhalten, um das Format später auf YouTube zu veröffentlichen. Wer die Chancen des Digitalen für das katechetische Handeln wirksam machen will, muss sich zunächst mit dem Phänomen der Digitalität auseinandersetzen und dieses als eine eigene kulturelle Wirklichkeit anerkennen. Digitalisierung von Katechese bedeutet nicht, neue, hippere, technischere Methoden oder Werkzeuge einzusetzen. Vielmehr ist erforderlich, das christliche Kerygma in eine neuartige Kultur zu übersetzen.

Dass die alten Vorstellungen hier nur sehr begrenzt wirksam sind, zeigt am ehesten das Beispiel der Kommunionkatechese. Ein zentrales Ziel der Vorbereitung von Kindern auf den Empfang der Eucharistie ist das Kennenlernen und Erleben der christlichen Gemeinschaft. „Das geht ja digital jetzt gar nicht mehr“, habe ich oft gehört. Das ist insofern richtig, wenn man Gemeinschaft gleichsetzt mit einer lokalen Gleichzeitigkeit. Da, wo Menschen sich an einem Ort zur gleichen Zeit versammeln, entsteht Gemeinschaft. Aber Hand aufs Herz: Wie viele Gottesdienste haben vielleicht auch Sie erlebt, wo Sie mit vielen Menschen zur gleichen Zeit im gleichen Raum waren und dennoch keine Gemeinschaft fühlen konnten? Hier kann es sinnvoll sein, tiefer einzusteigen in die Frage, was denn wirklich Gemeinschaft, Verbundenheit, Communio ausmacht. Dazu ist hier nun nicht der Raum, nur so viel: Gemeinschaft kann eben auch bedeuten, gemeinsam an einer Sache zu arbeiten, zu



Tobias Wiegelmann war bis Sommer 2021 Referent für Katechese und ist nun Referent für die Ehe-, Familien- und Lebensberatung, beides im Erzbistum Köln.

verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten. Gemeinschaft kann heißen, eine Leidenschaft zu teilen, nicht umsonst sprechen wir beispielsweise im Fußball von „Fangemeinden“. Gemeinschaft im digitalen Raum hat sicher mit Zugehörigkeit zu tun, funktioniert aber wunderbar zeitlich asynchron und örtlich flexibel.

In diesem Sinne gilt es, mit dem digitalen Raum eine völlig neue Kultur zu evangelisieren. Das neue Direktorium für die Katechese schlägt in diesem Zusammenhang eine wertvolle Definition von Evangelisierung vor, die beschreibt, worum es mir in diesem Zusammenhang geht: „Evangelisieren bedeutet nicht, ein Gebiet zu besetzen, sondern *spirituelle Prozesse* im Leben von Menschen auszulösen, damit der Glaube Wurzeln schlägt und an Bedeutung gewinnt. Die Kultur zu evangelisieren erfordert, bis in deren Herz vorzudringen, dorthin, wo neue Themen und Paradigmen entstehen, sodass der innerste Kern des Einzelnen und der Gesellschaft erreicht wird, um diese von innen heraus mit dem Licht des Evangeliums zu erleuchten“ (Direktorium für die Katechese 43). Bislang bewegen wir uns als Kirche eher am Rande dessen, was wir Digitalisierung nennen. Wir sollten es zu einem Herzensanliegen machen.

Lebensbegleitend katechetisch wirken

Die landläufig geteilte Beobachtung, dass Katechese digital „nicht so gut funktioniert“, hat aus meiner Sicht auch mit der Frage nach den Adressaten katechetischen Handelns zu tun. Mit Blick auf die klassischen Felder der Sakramentekatechese, nämlich die Erstkommunion und die Firmung, trifft diese Beobachtung sicher zu. Gerade im Rahmen der Kommunionvorbereitung scheidet der Versuch der digitalen Katechese oft schon an der technischen Ausstattung.

Im Alter von neun Jahren haben zwar zunehmend mehr Kinder ein erstes Smartphone, aber hier von Medienkompetenz zu sprechen, halte ich für sehr gewagt. Viele digitale Angebote der Coronazeit waren daher abhängig vom guten Willen der Eltern, die Kinder im Umgang mit der Technik zu unterstützen. Dies hat – neben Home-Office und Home-Schooling – nicht selten zu vermehrtem Stress und Verweigerung in den Familien geführt. Jugendliche im Firmalter dagegen haben schon eine sehr hohe Affinität zu digitalen Medien. Allerdings sind hier die Katechet/innen oft mit hohen Erwartungen an Technik und Ästhetik konfrontiert.

Die Unterhaltungsindustrie legt die Messlatte dessen, was Jugendliche als „am Puls der Zeit“ empfinden, recht hoch. Das wiederum setzt eine hohe Medienkompetenz auf Seiten der Katechet/innen voraus. Insofern lässt sich durchaus ableiten, dass das Verhältnis von Katechese und Digitalität als schwierig bezeichnet werden kann.

Wären da nicht die Erwachsenen ...

Ja, sie lesen richtig. Aus meiner Sicht liegt genau hier der große Gewinn zum einen der Digitalisierung und der Erfahrungen aus der Corona-Pandemie. Schon lange beklagen wir ja das Fehlen von Angeboten der Katechese und Glaubenskommunikation für Erwachsene. Lehramtliche Texte fordern spätestens seit der Würzburger Synode eine verstärkte Hinwendung zu den Erwachsenen. Doch so richtig gelungen ist das leider bislang noch nicht. Der digitale Raum bietet hier die Chance zu einem echten Umdenken. Warum? Weil er entgrenzt ist.

Wir haben Katechese in den allermeisten Fällen bislang rein territorial verortet. Die Gemeinde ist Trägerin der Katechese. So weit, so gut. Das will ich auch gar nicht in Frage stellen. Allerdings bringt diese Sichtweise eben auch viele Hindernisse für die Ansprache von Erwachsenen mit sich, die ich im Folgenden an nur wenigen Beispielen darstellen möchte.

- **Zielgruppen:** Lebensbegleitende Katechese setzt dort an, wo Menschen in ihrem Leben offen sind für die Frage nach Gott. Klassischerweise bedienen wir hier die großen Lebenswenden, Geburt, Adoleszenz, Familienphase, Tod und Trauer. Nun gibt es aber im Leben von Menschen noch viele andere Momente, die geeignet sind, die Frage nach dem Glauben und auch der eigenen Identität zu stellen. Nicht immer ist es mir möglich, dort, wo ich lebe, Anschluss zu finden, um mein Leben im Licht des Glaubens zu deuten. Es ginge demnach darum, dass Menschen sich verbinden, die ähnliche Fragen umtreiben. In einer Territorialgemeinde, in der beispielsweise viele Familien leben, werde ich es als Alleinstehende/r schwer haben, Anschluss zu finden. Wenn ich ein Thema mit mir trage, das ggf. schambefahret ist, möchte ich dieses vielleicht gar nicht an meinem Lebensort teilen. Der digitale Raum bietet hier die Möglichkeit, über alle territorialen Grenzen hinweg mit Menschen zusammenzukommen, die die gleichen Fragen bewegen. Menschen, die in ähnlichen Lebenssituationen sind. Dass dabei Gemeinschaft entsteht, sei hier nur am Rande erwähnt.
- **Ästhetik:** Es gibt Pfarrhäuser, die kann ich riechen, wenn ich nur ein Bild von ihnen sehe. Vielen kirchlichen Immobilien haftet ein bestimmter Charme an, der ein wenig aus der Zeit gefallen scheint. Das bedeutet nicht, dass Menschen sich dort nicht wohlfühlen. Dennoch gibt es Menschen, die einen deutlich anderen Anspruch an Ästhetik haben und diesen auch artikulieren. Das fängt bei der Einrichtung an, geht über visuelle Angebote bis zu liturgischer Inszenierung. Die allseits bekannten Sinus-Milieus bilden diese Heterogenität deutlich ab. Klar ist, dass keine Territorialgemeinde all diese Ansprüche bedienen kann. Schon jetzt ist aber im digitalen Raum erkennbar, dass Menschen sich allein aufgrund ästhetischer Komponenten zu Gruppen und Kreisen zusammenfinden.
- **Verfügbarkeit:** Der Bibelkreis trifft sich immer mittwochabends im Pfarrheim. Immer. Und wer mittwochs nicht kann, ist leider nicht dabei. Was im analogen Leben logisch

erscheint, ist im digitalen Raum nicht zwingend notwendig. Digitale katechetische Formate erlauben eine zeitliche und örtliche Flexibilität, die gut zur heutigen, sehr individuellen Lebenswelt passt. Ein schönes Beispiel dafür ist die [Netzgemeinde da_zwischen](#), die via Messenger zeitlich und örtlich flexible Gottesdienstformate bereitstellt.

Nun könnte man mir vorwerfen, meine Überlegungen würden eine Spaltung von Gemeinden befördern. Sie begünstigten das Entstehen von Filterblasen, wo Menschen nur um sich selber kreisen und den Blick nach außen verlieren. Das ist mithin allerdings keine Frage der Formate, sondern vor allem der Haltung und der Inhalte. Mir geht es hier um die Förderung einer Vielfalt katechetischer Formate in der Einheit des christlichen Glaubens. Daher ist es vor allem wichtig, keine der genannten Formate gegeneinander auszuspielen. Kein Format ist „besser“ als ein anderes. Nur sollten die jeweiligen Formate auf ihre Wirksamkeit und Relevanz ehrlich geprüft werden. Und hier plädiere ich vor allem im Bereich der Erwachsenenkatechese für mehr Mut zur Katechese im digitalen Raum.

Dieser Mut ist vor allem bei Leitungspersonen gefragt, denn es geht nicht zuletzt um Ressourcen. An dieser Stelle lässt sich viel von den evangelischen Geschwistern lernen. In den Landeskirchen der EKD gibt es Pfarrstellen für den digitalen Raum (sic!). Pfarrpersonen erhalten explizite Stellenanteile für die Arbeit im Digitalen. Davon sind wir in der katholischen Kirche leider noch sehr weit entfernt. „Mit Blick auf die kirchliche Praxis in Pastoral, Bildung, Caritas und anderen Handlungsfeldern sollten vor der Verurteilung neuer Entwicklungen der Mut zum Experimentieren – und damit auch Mut zu einer Fehlerkultur – stehen. Sich auf Digitalität einzulassen bedeutet, sich neuen Anforderungen auszusetzen. Und das fühlt sich vielleicht wie Kontrollverlust an. Aber dies ist notwendig, wenn derart revolutionäre Veränderungen uns herausfordern“ (Thesenpapier Digitalität und Künstliche Intelligenz, These 12).

Nicht zuletzt erfordert die Hinwendung zu den Menschen im digitalen Raum genau jenes Umdenken, das in der Katechese über viele Jahre gewünscht, aber längst noch nicht überall eingetreten ist: weg vom Frontalunterricht hin zu echter dialogischer Glaubenskommunikation. Und hier gibt es Rückendeckung von ganz oben: „In der Kirche ist man häufig an eine monodirektionale Kommunikation gewöhnt: Es wird gepredigt und gelehrt und dogmatische Zusammenfassungen werden dargestellt. Außerdem ist es schwierig, mit jüngeren Menschen, die an eine Sprache gewöhnt sind, in der Schrift, Ton und Bild zusammentreffen, nur über schriftliche Texte zu sprechen. Digitale Kommunikationsformen bieten dagegen größere Möglichkeiten, da sie offen für Interaktion sind. Daher ist es notwendig, neben technologischen Kenntnissen auch effiziente Kommunikationsmöglichkeiten zu erlernen, um insgesamt eine Präsenz im Internet sicherzustellen, die die Werte des Evangeliums bezeugt“ (Direktorium für die Katechese 214).

Literatur

[Thesenpapier Digitalität und Künstliche Intelligenz: Technik im Dienst des Geist-begabten und Selbst-bewussten Menschen, 2020](#) (alle Internetquellen abgerufen am 9.12.2021).

[Päpstlicher Rat zur Förderung der Neuevangelisierung, Direktorium für die Katechese \(Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 224\), Bonn 2020.](#)

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Digitalität » Was die Kirche von (ihren) digitalen Communitys lernen kann

Was die Kirche von (ihren) digitalen Communitys lernen kann

Dezentral entstehen sie und organisieren sie sich im Netz, die neuen Formen von Community. Und sie sind eigentlich nicht steuer- und kontrollierbar, sondern entstehen in Eigenverantwortung und mit alternativen Inhalten und Ästhetiken. Der Blick auf digitale Communitys, die mehr oder weniger auf Glauben und verfasste Kirche bezogen sind, zeigt, welche Möglichkeiten, aber auch welche Konfliktfelder für eine hierarchische und auf die Wahrheit der „rechten Lehre“ orientierte Glaubensgemeinschaft daraus erwachsen. Aber die Zahnpasta ist aus der Tube gedrückt ...

Spätestens seit der Nutzung von Social Media tauschen sich Christ:innen in digitalen Communitys über ihren Glauben aus. Diese kleinen spirituellen Gemeinschaften im Netz sind für die verfasste Kirche zukunftsweisend. Digitale Communitys sind dynamische Interessengruppen, die sich zum Beispiel über Social Media im Internet organisieren. Sie sind oft agiler unterwegs als institutionalisierte Gruppen wie Parteien, Gewerkschaften oder Kirchen. Was können die Kirchen von den digitalen Communitys lernen? Um das herauszufinden, möchte ich verschiedene Communitys im digitalen Raum vorstellen, die einen Bezug zu Kirche und Glauben haben. Nach jedem Beispiel werde ich resümieren, was die Kirche von der digitalen Community lernen kann.

Die Exvangelicals

2016 begann der US-Amerikaner Blake Chastain, unter dem Hashtag #exvangelical auf Twitter über seine Erfahrungen mit dem Ausstieg aus einer evangelikalen Gemeinde zu berichten. Auf Facebook und Twitter begab sich Chastain auf die Suche nach anderen Aussteiger:innen aus der evangelikalen Szene. Wenig später startete er den „Exvangelical Podcast“, um im digitalen Raum einen sicheren Ort (*safe space*) für die Erfahrungen der „Exvangelicals“ zu schaffen (vgl. Onishi 2019).

Die Selbstbezeichnungen #exvangelicals, Ex-Evangelikale oder Post-Evangelikale stehen für Menschen, die auf freiwillige oder unfreiwillige Weise eine evangelikale Gemeinschaft verlassen haben. Oft bedeutet das nicht nur, die Zugehörigkeit zu einer Kirche zu verlieren, sondern auch zu einem Freundeskreis, der Familie oder sogar der Ausbildungs-/Arbeitsstätte. Auf seinem Blog erklärt Chastain, dass die Zugehörigkeit zu einer evangelikalen Gemeinschaft häufig auf der Annahme spezifischer Ansichten zu Bibelverständnis, Geschlechterverhältnis, Sexualmoral und Politik beruhe. Die Gründe zu gehen seien daher vielfältig: Liberalisierung der eigenen Theologie, Probleme mit beobachtetem Rassismus, Sexismus, mit Homophobie oder Transfeindlichkeit sowie andere, persönliche Gründe. Nach dem Verlassen einer evangelikalen Gemeinschaft bleibe oft ein Gefühl der Isolation zurück, bedingt durch das Wegbrechen des persönlichen Unterstützungsnetzwerks (vgl. Chastain 2019).

Dieser Leerstelle begegneten Chastain und seine Mitstreiter:innen mit der Schaffung einer neuen Community: den Exvangelicals. Das Besondere an dieser Community ist, dass sie nur durch soziale Netzwerke und digitale Medien entstehen konnte und sich inzwischen von den USA aus auch in andere Teile der Welt ausgebreitet hat, so auch nach Deutschland. Hierzulande sind es Podcasts wie Worthaus, Das Wort und das Fleisch, Freestyle Projekt oder Hossa Talk mit den dazugehörigen Facebook-Gruppen, Blogs und Foren, die Menschen vernetzen, die Erfahrungen mit dem Ausstieg aus einer evangelikalen Gemeinschaft gemacht haben. Sie leisten Aufklärungs-, Bildungs- und manchmal sogar Versöhnungsarbeit – vor allem aber vernetzen sie Gleichgesinnte und geben ihnen das Gefühl, nicht allein zu sein.

Genau das hatte Blake Chastain mit #exvangelical im Sinn: „It helps to know you aren't alone [...] One of the most common refrains from people who've discovered exvangelical community and content online is 'I felt like I was the only one; now I don't feel so crazy.'“ (Chastain 2019). Es sei aber nicht das Ziel, dass dabei eine neue Kirche entstehe, die wiederum Loyalität oder Leistungen von ihren Mitgliedern abverlangt, so Chastain. Es handele sich vielmehr um eine lockere Community, in die man beliebig kommen und gehen kann. Manche Exvangelicals sind noch immer Christinnen und Christen, andere Agnostikerinnen, Atheisten oder spirituell auf der Suche. Was die Community neben den geteilten Erfahrungen zusammenhalte, seien Werte wie Chancengleichheit, LGBTQ-Freundlichkeit, Antirassismus und soziale Gerechtigkeit (vgl. Chastain 2019).

Evelyn Baumberger schreibt in einem Blogbeitrag bei RefLab, einem Projekt der Reformierten Kirche Zürich, über die Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit in einer freikirchlichen Gemeinde: „In meinen Zwanzigern fühlte ich mich in dieser Situation noch sehr alleine. Mittlerweile gibt es Social Media und sehr viele Podcasts, Blogs und Instagram-



Louisa Gallander ist Referentin für Kommunikation in der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung ([midi](#)).

Accounts von Post- und Ex-Evangelikalen. Es sind so viele, dass sich innerhalb der evangelikalen Welt Gegenbewegungen formieren [...] Tatsächlich hängt es maßgeblich damit zusammen, wie das Umfeld auf die Fragen, Zweifel und Kritik reagiert, ob die Dekonstruktion einen zur «Post-» oder zur «Ex-Evangelikalen» macht. Ob man also nach der Krise eine neue Art von Glauben findet, oder sich ganz vom Christentum verabschiedet“ (Baumberger 2021).

Das kann die Kirche von den Exvangelicals lernen: Sichere Räume (*safe spaces*) offen zu halten, um Zweifel zu äußern, Strukturen zu hinterfragen, Opfer anzuhören und ihre Geschichten zu würdigen – digital und lokal. Die Exvangelicals haben solche Räume in ihren Kirchen und Gemeinschaften vergeblich gesucht und sie darum selbst gegründet.

Ökumenische Netzgemeinden

Christliche Gemeinschaft, Gottesdienste und Seelsorge im Netz – das gibt es nicht erst seit der Corona-Pandemie. Drei Netzgemeinden zeigen, wie der digitale Raum dazu verhilft, Ökumene zu leben.

Die Netzgemeinde da_zwischen

Die **Netzgemeinde da_zwischen** ist nach eigenen Angaben ein „Erprobungsraum für digitales, zeitgemäßes Christsein“. Diakon Tobias Wiegmann ist einer der Mitinitiatoren der Community und erklärt bei DOMRADIO.DE: „Das Grundkonzept ist, dass wir montags und freitags einen Impuls über die klassischen Messenger senden. Montags gibt es einen Impuls, der so ein bisschen zum Nachdenken über den Glauben anregt. Freitags sammeln wir das zusammen. Wir haben in der Coronazeit Gottesdienstformate entwickelt, das heißt, wir feiern Gottesdienste am Smartphone. Das funktioniert tatsächlich sehr wortbasiert, wie es in den Messengerdiensten so möglich ist: mit Wortbild, Audioimpulsen, manchmal mit Liedern. Da regen wir die Nutzerinnen und Nutzer an, sich selber einzubringen, zu antworten. Es ist im Grunde dialogisch“ (Wiegmann 2021).

Das Bistum Speyer hat da_zwischen 2016 gegründet, mittlerweile sind 3.500 Personen verschiedenster Konfessionen Teil der Community und die Bistümer Würzburg, Köln und Freiburg haben sich dem Projekt angeschlossen (vgl. Wiegmann 2021). Zuletzt war da_zwischen für den „Smart Hero Award“ nominiert, eine Auszeichnung für Engagement und Social Media der Stiftung digitale Chancen und Facebook. „Die Netzgemeinde macht eindrucksvoll vor, wie tradierte Konzepte und Rituale in den digitalen Raum übertragen werden können“, so die Nominierung für den Award (Netzgemeinde da_zwischen 2021).

Brot & Liebe – Geschichten aus dem Leben

Das Projekt „**Brot & Liebe – Geschichten aus dem Leben**“ aus Berlin und Zürich sagt von sich: „Brot & Liebe ist gelebte Ökumene im digitalen Raum: zwei Länder, zwei Kirchen, ein Projekt“. Jede zweite Woche findet am Sonntag um 20 Uhr ein Zoom-Gottesdienst statt, dort werden Geschichten erzählt und Brot gebrochen. Die Einladung lautet: „Wer auch immer du bist und was auch immer dich ausmacht: So, wie du bist, bist du genau richtig. Gesehen, geliebt, willkommen. Wir freuen uns auf dich!“ Zu den Initiator:innen zählen unter anderen Theresa Brückner, Pfarrerin im Digitalen Raum aus Berlin, und Simon Brechbühler, Ecclesiopreneur in Zürich.

Das Feministische Andachtskollektiv [fAK]

Das **Feministische Andachtskollektiv [fAK]** ist eine Gruppe junger Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen, die seit 2020 Andachten aus feministischer Perspektive auf Instagram feiert. Die Leerstelle, die die Gruppe beim Thema Netzfeminismus, Body-Positivity und Gender-Gap in der Kirche spürte, motivierte sie dazu, gemeinsam etwas Neues zu schaffen, eine eigene Community (vgl. FAK 2021). „Die intersektional feministische Stimme der Kirche, die uns vertritt, war für viele von uns kaum hörbar. Also fingen wir an, sie laut und stark zu machen“, so Lisa Quarch und Veronika Rieger von [fAK] auf feinschwarz.net (Quarch/ Rieger 2021).

Danach gefragt, warum Instagram der richtige Ort für sie ist, antworten [fAK]: „Instagram händigte uns ohne Fragen nach Konzept und ohne Pflicht uns festzulegen einen Kirchenschlüssel aus, wir sperrten auf und unsere Verbündeten kamen neugierig herein. Am Altar stehen wir alle, gleichzeitig und parallel und niemand steigt sich dabei auf die Füße, denn es gibt wenig hierarchische Strukturen, wenn man sie sich nicht selbst auferlegt“ (ebd.).

Dass das Kollektiv ökumenisch ist, war nicht einmal geplant, für die Initiator:innen ist es inzwischen eine Selbstverständlichkeit. „So einfach kann Ökumene sein, wenn es keine Regeln gibt und der gemeinsame Antrieb groß genug ist. Dabei gibt es natürlich immer wieder mal Differenzen und unterschiedliche Ansätze, in denen auch unsere konfessionelle Prägung sichtbar wird. Das bereichert unseren kreativen Prozess und bremst ihn nicht aus, denn unterschiedliche Perspektiven auf religiöse Themen ist eine Stärke, die uns groß macht“ (ebd.).

Das kann die Kirche von ökumenischen Netzgemeinden lernen: Hier wird im digitalen Raum zeitgemäßes Christsein gelebt und dazu gehört für die Initiativen ganz selbstverständlich die ökumenische Ausrichtung ihrer Communitys und die ökumenische Zusammensetzung ihrer

Teams. Der digitale Raum hilft dabei, hinderliche Strukturen zu überwinden und Barrieren zur Gottesdienstgemeinde abzubauen. Den ökumenischen Netzgemeinden gelingt es, Christ:innen überregional und überkonfessionell zu vernetzen und die Vielfalt ihrer konfessionellen Hintergründe in den digitalen Formaten zu feiern.

Gamechurch

Laut „game“, dem Verband der deutschen Games-Branche, spielen rund 34 Millionen Deutsche Video- und Computer-Spiele über das Internet (vgl. Echtler 2019). In so manchen christlichen Gemeinschaften wird dem Thema Online-Gaming allerdings mit Skepsis oder Ablehnung begegnet. Diese Erfahrung machten die Gründer der Gamechurch in den USA. Die Mission der Gamechurch ist es, als Gamer:innen innerhalb der Christenheit sichtbar zu werden (vgl. Baumann 2019): „Gamechurch exists to bridge the gap between the gospel and the gamer“ – das geschieht online z. B. durch eine Facebook-Gruppe, einen Discord- und einen Minecraft-Server sowie auf lokalen Veranstaltungen wie Spielermessen (Gamechurch 2021).

Der deutsche Zweig der Gamechurch wurde 2014 von Daniel Schmidt gegründet. Heute leitet er den daraus hervorgegangenen Verein Main Quest Ministries. Die Initiative ist auf Computerspielmessen wie z. B. der Gamescom in Köln, betreibt eine Online-Community und das soziale Projekt „Arena“, einen offenen Spielertreff mit PCs und Spielkonsolen (vgl. Baumann 2019).

Main Quest Ministries bezeichnet sich als „Community für nerdige Christen“, die Initiator:innen wollen die Relevanz der sogenannten Nerdkultur im christlichen Kontext stark machen und sagen: „Lass dich ermutigen und ausrüsten, damit noch mehr Nerds hören, dass Gott sie liebt“ (Main Quest 2021). Zu ihren Angeboten gehören verschiedene Community-Spaces auf Discord-Servern (die von Gamer:innen präferierte Vernetzungsplattform), die Gaming-Konferenz „Level Up“ in Kooperation mit dem CVJM, Toolguides z. B. dazu, wie man ein Videospieleturnier und Andachten als #MidweekMeditation auf Instagram organisiert (vgl. ebd.). Daniel Schmidt geht es bei seiner Initiative „nicht ums Missionieren, sondern darum, Vertrauen aufzubauen. Kirche und Spielen geht für viele nicht zusammen. Dass es doch funktionieren kann, wollen Daniel Schmidt und seine Mitstreiter zeigen“ (Echtler 2019).

Das kann die Kirche von der Gamechurch lernen: Jesus hätte sich wahrscheinlich für die „Nerds“ an den Rändern der (kirchlichen) Mainstream-Kultur begeistert. Das kann Kirche also von der digitalen Community ihrer Gamer:innen lernen, diese Kultur einzubeziehen, verstehen zu lernen, spielerisch auszuprobieren und nicht auszuschließen, „damit noch mehr Nerds hören, dass Gott sie liebt“, wie es sich der Verein Main Quest Ministries zur Aufgabe gemacht hat (Main Quest 2021).

Fazit

Es gibt noch viele weitere Beispiele digitaler Communitys, von denen Kirche lernen kann. Etwa „Anders Amen“, die auf YouTube einen Ort für Christ:innen in der LGBTQ-Community geschaffen haben, oder die @insta_diakoninnen, ein Gemeinschafts- und Unterstützungsnetzwerk von Diakon:innen der digitalen Kirche auf Instagram. Doch bereits an den Communitys der Exvangelicals, der ökumenischen Netzgemeinden und der Gamechurch zeigt sich, wo Chancen und Inspiration für die Kirche liegen: an den Rändern des kirchlichen Mainstreams, in der Ermöglichung sicherer Räume (*safe spaces*), wo Kirche sich öffnet und verletzlich zeigt, in der Durchlässigkeit und Barrierefreiheit der Angebote und in der ökumenischen Gemeinschaft von Christ:innen.

Literatur

- Baumann, Tim, Zocken mit Jesus, in: Deutschlandfunk: Tag für Tag, 2019 (alle Internetquellen abgerufen am 13.12.2021).
- Baumberger, Evelyne, Hilfe, ich werde wieder fromm!, in: RefLab, 2021.
- Chastain, Blake, „Exvangelical“ – a working definition., in: Exvangelical Podcast Blog, 2019.
- Echtler, Jörg, Daniel Schmidt: Jesus liebt auch die Nerds, in: evangelisch.de, 2019.
- FAK. feministisches Andachtskollektiv, in: ruach.jetzt, 2021.
- Gamechurch, 2021.
- Main Quest, 2021.
- Netzgemeinde da_zwischen. Nominiert in der Kategorie "Sozial Handeln", in: Smart Hero Award, 2021.
- Onishi, Bradley, The Rise of #Exvangelical, in: Religion & Politics, 2019.
- Quarch, Lisa/Rieger, Veronika, Dein feministisches Andachtskollektiv. Ein Kind von Sehnsucht, in: feinschwarz.net, 2020.
- Wiegelmann, Tobias, Spiritualität im digitalen Raum. Netzgemeinde "da_zwischen" für den Smart Hero Award nominiert (Interview von Martin Mölder), in: DOMRADIO.DE, 2021.

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Digitalität » Geht Digitalisierung der Pastoral auch diakonisch?

Geht Digitalisierung der Pastoral auch diakonisch?

Am Beispiel einer Pfarrei in Darmstadt zeigen die Autoren auf, dass Digitalisierung – alternativ zu Kommunikation von Inhalten einer „verkündigenden Kirche“ (Martyria) – verstärkte Beteiligung ermöglicht, und zwar gerade derjenigen, die im pastoralen Geschäft sonst oft nicht im Blick sind: Menschen im sozialen Raum, darunter besonders Menschen in prekären Situationen. Es ist eine besondere Art von Zeugnis, Menschen zusammenzubringen und Teilhabe zu ermöglichen.

Digitale Kommunikation in der Pastoral – eine Einführung

Dass Digitalisierungsprozesse auch die Kirche und ihre pastorale Arbeit herausfordern, ist schon lange erkannt und wird beispielsweise unter Überschriften wie „Theologie und Digitalität“ breit diskutiert (Beck/Nord/Valentin 2021). Mehr und mehr wird deutlich, wie wichtig eine Präsenz im Internet ist, welche Vorteile die digitale Kommunikation mit sich bringt und in welchem Ausmaß Beziehungen über soziale Netzwerke gepflegt werden. Dementsprechend wurde bereits viel in eine entsprechende Weiterbildung von pastoralen Mitarbeiter*innen investiert, und manche Diözesen haben für dieses neue Tätigkeitsfeld eigene Stellen geschaffen oder eigene Abteilungen eingerichtet. Der neueste MDG-Trendmonitor zeigt, dass sich die Internetnutzung unter Katholik*innen kaum von der der sonstigen Bevölkerung unterscheidet. In beiden Fällen sind jüngere dort stärker unterwegs als ältere. Auch die Internet-Angebote der Pfarrgemeinden werden stark nachgefragt, von engagierten Kirchenmitgliedern sogar stärker als die der Hilfswerke und der Akademien. Ohne Zweifel hat die Corona-Pandemie der Digitalisierung noch einen Schub gegeben: Neue Geräte wurden angeschafft, vieles wurde erstmals ausprobiert, andere Angebote wurden kreativ weiterentwickelt. Die CONTOC-Studie (Churches Online in Times of Corona; vgl. Beck 2021) machte freilich deutlich, dass die übergemeindliche und die ökumenische Zusammenarbeit noch genauso ausbaufähig sind wie die Unterstützung der Gemeinden durch dafür zuständige Diözesanstellen.

„Gute digitale Kirchenkommunikation ist zutiefst diakonisch“ (Schröder 2019, 18). Schröder versteht darunter vor allem, dass sich die Kirche daran orientiert, was die Menschen brauchen und was für sie relevant ist. Aber auch er bezieht diese Fragen vor allem auf Verkündigung und Glaubenskommunikation. Wenn man insgesamt versucht, sich einen Überblick über die Bedeutung der Digitalisierung für die Kirche zu verschaffen, so entsteht der Eindruck, dass es ihr vor allem darum geht, Aufmerksamkeit zu erzeugen, zur Kommunikation über Glaubens Themen einzuladen und die eigene Botschaft im Internet präsent zu machen. Das ist ohne Zweifel eine wichtige Aufgabe, die nicht schlechtgeredet werden soll. In der Corona-Krise kam es durch das Streaming von Gottesdiensten teilweise freilich auch zu stärkerer Klerikalisierung, und es wurde der Eindruck erzeugt, pastorale Praxis sei vor allem Liturgie – und Liturgie die Sache eines einzelnen Liturgen und nicht einer ganzen Gemeinde. Wenn man jedoch von einem Konzept der „diakonischen Pastoral“ ausgeht, dann sollte „Pastoral“ entsprechend der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* des II. Vatikanischen Konzils mehr umfassen als Verkündigung. Wo bleibt hier der Einsatz für die materiellen und sozialen Nöte der Menschen? Wo bleibt hier der Einsatz für mehr Gerechtigkeit in der Welt? „Nur eine dienende Kirche dient der Welt“ (Kohlgraf 2015).

Aus sozialetischer Perspektive stellen sich Gerechtigkeitsprobleme auch in der und durch die Digitalisierung. Weil nicht überall eine gute Infrastruktur für die Nutzung des Internets zur Verfügung steht, nicht alle Menschen sich gleich gute Geräte und Zugänge leisten können, zudem nicht alle über die nötigen Kompetenzen verfügen, führt Digitalisierung zu Exklusionsprozessen, die vor dem Hintergrund der Beteiligungsgerechtigkeit problematisch sind. Ältere, weniger gebildete und finanziell schwächere Menschen nutzen das Internet und seine Möglichkeiten viel weniger als andere. Das muss mitbedacht werden, wenn Kirche ihre digitalen Angebote ausbaut, sonst werden diese besonders vulnerable Gruppen ausgeschlossen. Eine unreflektierte und unkritische Nutzung kann zudem zur Verletzung der eigenen Privatsphäre oder der Privatsphäre anderer führen. Außerdem wäre kritisch zu reflektieren, in welchem Maße die Nutzung der Angebote großer und mächtiger Konzerne zur deren Machtzuwachs beiträgt. Schließlich ist deutlich geworden, wie sehr die neuen Medien in der Gefahr stehen, zum Schaden der nötigen gesellschaftlichen Verständigungsprozesse zur Zersplitterung der Öffentlichkeit, zu *hate speech* und *fake news* beizutragen. Leider sind sich als „katholisch“ verstehende Internetseiten wie *kath.net* daran ja beteiligt. Unsere Gesellschaft braucht Räume verständigungsorientierter Kommunikation, in denen Vernunft eine Chance hat und sich eine Kultur wechselseitiger Anerkennung trotz unterschiedlicher Meinungen entwickeln kann. Dazu sollte auch Kirche und sollten kirchliche Organisationen und Akteure ihren Beitrag leisten.



Andreas Backert ist Diplom-Theologe und arbeitet als Pastoralreferent im Bistum Mainz in der Kirchengemeinde St. Fidelis, Darmstadt, und in der Klinikseelsorge am Klinikum Darmstadt GmbH.



Dr. Gerhard Krup ist Professor für Christliche Anthropologie und Sozialethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Hier gibt es zweifelsohne Aufgaben, die weniger von den Gemeinden an der „Basis“ zu leisten sind, wie etwa das anwaltschaftliche Engagement für die Milderung von Exklusion, das öffentliche Eintreten für medienethische Grundnormen und die nötigen gesetzlichen Regulierungen der Medien (vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2011). Glaubwürdig wird solcher Einsatz jedoch nur, wenn die Kirche in ihrer eigenen pastoralen Praxis diesen Maximen folgt und versucht, gegen die genannten Ungerechtigkeiten und andere ethische Probleme anzugehen. Schließlich darf die Digitalisierung nicht dazu führen, dass der Bereich des diakonischen Einsatzes zugunsten von Liturgie und Martyrie zurückfällt. Vielmehr sollte sie gezielt auch für eine diakonische Pastoral im umfassenden Sinn einer Gemeinwesenarbeit vor Ort genutzt werden. Um die damit verbundenen Möglichkeiten anschaulich zu machen, stellen wir die Praxis der Kirchengemeinde St. Fidelis in Darmstadt dar.

Die Kirchengemeinde St. Fidelis als Netzwerk im Sozialraum

St. Fidelis liegt in unmittelbarer Nähe des Darmstädter Hauptbahnhofs, in direkter Nachbarschaft zu der Darmstädter Tafel e. V., dem Straßenstrich, einem Männerwohnheim, zwei Berufsschulen und von Feuerwehr und Rettungsdienst. An diesem Ort konzentrieren sich viele soziale Problemlagen, die immer mehr Menschen ins Abseits drängen. Betroffen sind unter anderem alleinerziehende Mütter, die wöchentlich in der Tafel einkaufen, weil anders das Geld nicht reicht. Ältere und auch vermehrt jüngere Menschen kommen dort täglich zusammen zu einem warmen Mittagessen, weil zu Hause „der Ofen aus und der Kühlschrank leer ist“. Wohnungslose Menschen finden im Wohnheim des Vereins Horizont e. V. ein Obdach. Man begegnet ausgebeuteten Frauen, die in ihrer Not ihren Körper verkaufen müssen. Auch arbeitslose Menschen treffen sich hier regelmäßig. Junge Menschen aus der Berufsschule suchen am Beginn ihrer Erwerbsbiografie nach Orientierung. Es sind unzählige Suchbewegungen von Menschen am Rande der Gesellschaft, die in ihrer Würde bedroht und von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen sind.

Hier sieht die Kirchengemeinde ihren ureigenen Auftrag als Kirche am Ort, die Verantwortung für die Menschen im Territorium übernimmt. Eine Kirche, die da ist, mitfühlt, mitträgt, stärkt, heilt, segnet und auf die ständige Gefährdung der menschlichen Würde hinweist.

Die Grußworte des (2008 verstorbenen) Weihbischofs Wolfgang Rolly zum 25-jährigen Bestehen der Pfarrkirche im Jahr 1993 zeichnen auch heute noch ein treffendes Bild der Pfarrei und formulieren zugleich deren Aufgabe: „Die Lage der St. Fidelis-Kirche ist von Anfang an eine Herausforderung: Wohnhäuser, Fabrikanlagen, Hauptbahnhof. Siedlungsgebiet: vielfältig, vielschichtig - ohne einheitliche Geschlossenheit. Kirche bei den Menschen, die da wohnen, arbeiten, aufbrechen, ankommen. Ein guter Platz, der [...] den Menschen einlädt. [...] Einladung zu Gebet und Gottesdienst, Treffpunkt für jung und alt, Sendung, den Menschen, die da wohnen, arbeiten, unterwegs sind, Christi Botschaft durch Wort und Tat nahe zu bringen“ (Festschrift 1993, 1).

Die im Territorium der Kirchengemeinde verorteten vielfältigen sozialen Dienste unterschiedlichster Träger wurden regelmäßig durch Hauptamtliche und weitere Interessierte besucht, Kontakte und Kooperationen ausgebaut und die Kirchengemeinde zunehmend mehr als Begegnungsort im Netzwerk des Sozialraums ausgerichtet. Da die Kirchengemeinde bis 2017 quasi eine „klassische“ Kirchengemeinde war, die sich immer gegen das gefühlte Stigma „Sozialpfarrei“ gestellt hat, hat dieser mit dem Wechsel der Hauptamtlichen stattgefundenen Perspektivwechsel hin zu einer diakonischen Pastoral viele „Alteingesessene“ eher verschreckt. Spannenderweise waren hingegen viele Hauptamtliche aus anderen kirchlichen Arbeitsbereichen sehr interessiert. Die neue diakonische Ausrichtung stößt jedoch inzwischen auf zunehmende Akzeptanz in der Kirchengemeinde, wobei festzuhalten bleibt, dass viele Menschen, die nicht ins klassische Gemeindegemach gepasst hatten, über viele Jahre negative Erfahrungen mit dieser Gemeinde machen mussten und sich entsprechend anderweitig orientiert haben.

Die Kirchengemeinde selbst verfügt über viele räumliche Ressourcen. Mit der diakonischen Grundhaltung, dass kirchliche Räume und Besitztümer niemals Selbstzweck, sondern immer ein anvertrautes Mittel zur Realisierung des Grundauftrags sind, entwickelte sich die Kirchengemeinde zum *Campus St. Fidelis* und damit zu einem vielfältigen und beziehungsreichen Begegnungsort im Viertel. Im ehemaligen Pfarrhaus haben neben der Kirchengemeinde, den beiden ansässigen muttersprachlichen Gemeinden und dem Kita-Geschäftsträgerbüro auch die ökumenisch getragene Stadtteilwerkstatt im Rahmen des europäischen Förderprogramms „Sozialer Zusammenhalt“ (ehemals „Soziale Stadt“) und die Gemeinwesenarbeit der Caritas Darmstadt e. V. ihren Platz gefunden. Die vorhandenen Gruppenräume und physischen Ressourcen werden überwiegend gemeinsam genutzt und die anstehenden Aufgaben möglichst kooperativ angegangen.

Der in *Gaudium et spes* 1 benannte Fokus besonders auf die „Armen und Bedrängten aller Art“, derer es im Pfarreigebiet viele gibt und den die Kirchengemeinde mit den Kooperationspartnern teilt, ist auch für die Digitalisierung der pastoralen Arbeit leitend. Es geht hier weniger darum, die klassischen kirchlichen Angebote irgendwie adressatenorientiert in den Sozialraum zu tragen, sondern die dort bereits stattfindende menschenorientierte Arbeit nicht nur wahrzunehmen, sondern sie als „Reich-Gottes-Ort“, als „Ort der Nächstenliebe“ mit allen zur Verfügung stehenden Kräften zu unterstützen, die bestehenden Netzwerke zu begleiten und zu stärken und somit – auch wenn manchmal

vielleicht nur mittelbar – einen echten Dienst an den betreffenden Menschen zu leisten.

Mit dem Beginn der Pandemie stellte sich für die Kirchengemeinde vor Ort vor allem die Frage, wie die Stärkung der Netzwerkpartner*innen und die aufsuchende Begegnungs- und Kontaktarbeit weiter gut gelingen können. Die leitende Frage war und ist dabei: „Wie geht es den Menschen, den Einrichtungen, den Institutionen und was brauchen sie in der gegenwärtigen Krisensituation?“

- Es gilt, die schon bestehenden Netzwerke zu erhalten und weiter zu pflegen, damit vor allem die Menschen, die schon vor der Pandemie drohten, von Teilhabe ausgeschlossen zu werden, nicht noch weiter durchs Raster fallen.
- Es gilt, die interne Kommunikation, die ja durch die Netzwerkpartner*innen immer komplexer geworden war, ressourcenschonend, zeitnah, transparent und nachvollziehbar zu gestalten, um die durch die fehlenden gewohnten Arbeits- und Begegnungsstrukturen auftretenden Reibungsverluste so gering wie möglich zu halten und die vorhandene hohe Motivation zur gemeinsamen Arbeit zu erhalten.
- Es gilt, den Menschen im Haupt- und Ehrenamt sichere digitale Begegnungsräume zu geben, um Austausch zu ermöglichen, Einsamkeiten zu begegnen und niedrigschwelliges Engagement zu ermöglichen.
- Es braucht Foren des Austausches, um – gerade in dieser Zeit – kreative neue Ideen zur Bewältigung der neu entstehenden Probleme einbringen und besprechen zu können.

Zunächst versuchte jeder Träger primär für sich, die eigene (Home-Office-)Arbeitsfähigkeit zu sichern. Dabei gab es jedoch niemanden, der die Vernetzung im Sozialraum mitbedacht hatte. Rühmliche Ausnahme bildete der von einer Gruppe von Privatpersonen initiierte „Runde Tisch Corona-Hilfe“, der es sich zur Aufgabe machte, die ungezählten Hilfesuche und Hilfsangebote gut zu koordinieren – digital unterstützt natürlich. Die Kirchengemeinde St. Fidelis sah sich dadurch und auch durch die Zusammenarbeit unter dem Dach des Pfarrhauses motiviert, bei der internen Digitalisierung von Anfang an die Bedarfe der anderen Kooperationspartner auch bei der Bereitstellung digitaler Angebote mit im Blick zu behalten. Die sozialpastorale Arbeit sollte schnellstmöglich und soweit sinnvoll digital unterstützt werden. Dazu mietete die Kirchengemeinde umfangreiche Serverkapazitäten an.

Zu den Unterstützungsangeboten zählen:

- Erstens: eine einfach zugängliche und sichere Datenablage, die den Einrichtungen im Sozialraum zur Nutzung zur Verfügung gestellt wird. Sie ermöglicht es, gespeicherte Dokumente sofort anderen Nutzern und auch Externen bei variablen Zugriffsrechten zur Verfügung zu stellen. Des Weiteren sind alle Dokumente jederzeit und von überall abrufbar. So dient die FidelisCloud konkret der kooperativen Arbeit an der neu entstandenen Stadtteilzeitung, einer Flyerbörse, der Zurverfügungstellung von Foto- und Videogrüßen während des Lockdowns, dem gemeinsamen Zugriff auf relevante Dokumente u. v. m. Auch realisiert der Campus St. Fidelis darüber den Belegungskalender, über den jede Einrichtung auf die kirchlichen Räume zugreifen kann.
- Zweitens: eine einfach zugänglich und sichere Kommunikationsplattform, die sowohl den Einrichtungen als auch jeder interessierten Person zur Nutzung zur Verfügung steht. Genutzt wird am Campus St. Fidelis die Software *Mattermost*. Sie ist eine Art Chat-Plattform und ermöglicht es, sich in offenen und geschlossenen Teams und Kanälen auszutauschen. Die Plattform dient der gemeinsamen Projektarbeit, z. B. der Organisation von Fensterkonzerten für Kinder, Gartentagen, Adventsplanungen, Dokumentation von Hilfeleistungen etc. Menschen, die neu in den Sozialraum kommen und mitmachen wollen, können einfach in laufende Prozesse einsteigen. Die Arbeit kann ebenso zeitversetzt stattfinden, so dass sich jede einbringen kann, wann es für sie passend ist. Der Versuch, diese Plattform auch als spirituelle Austauschplattform bspw. über das Sonntagsevangelium oder für einen Fürbittkanal zu nutzen, hat allerdings bisher noch nicht gefruchtet.

Die Reaktionen auf diese Angebote waren durchweg positiv, neugierig interessiert und vor allem dankbar, auch wenn es für viele sicherlich ungewöhnlich war, dass gerade eine Kirchengemeinde hier neue Möglichkeiten schafft. Auch dass diese kostenfrei zur Verfügung gestellt werden und dafür auch nicht mit persönlichen Daten gezahlt werden muss, wirkt vertrauensbildend: „Die meinen das mit dem Dienen wirklich ernst!“, lässt sich eine Rückmeldung zusammenfassen. Dennoch ist es nicht so, dass jede und jeder nun ständig auf diesen Plattformen unterwegs ist – und dass die Kirchengemeinde dadurch wächst, lässt sich auch nicht erkennen. Aber darum geht es im Kern auch nicht. Wenn das Netzwerk im Sozialraum – gerade in Zeiten der Pandemie – nicht gerissen ist, Menschen auch weiterhin Unterstützung erfahren und die Kirchengemeinde durch ihre digitalen Angebote einen kleinen Teil dazu beitragen kann, dann ist viel erreicht.

Wenn Kirchengemeinden solche digitalen Angebote bereitstellen, ermöglichen sie nicht nur sich selbst, sondern vor allem auch den Einrichtungen im Sozialraum mehr Zeit für menschendienliches Arbeiten, eine bessere Koordination untereinander und Möglichkeiten zur Artikulation von Bedarfen für diejenigen, die Hilfe brauchen. Menschen bekommen mehr Zeit und Aufmerksamkeit. Hilfeleistung kann gezielter und flacher organisiert und die Zusammenarbeit im Sozialraum gestärkt werden. Nebenbei findet mit den Beteiligten auch Medienbildung statt: Medienkompetenzen werden erweitert, die Sensibilität für ethisch

Literatur

Beck, Wolfgang, „Darüber muss ich noch nachdenken“. Die pastoralen Erfahrungen in der Gemeindepastoral während der Corona-Pandemie, in: ET-Studies 12 (1/2021) 151-160.

Beck, Wolfgang/Nord, Ilona/Valentin, Joachim (Hg.). Theologie und Digitalität. Ein Kompendium, Freiburg/Basel/Wien 2021.

Festschrift zum Jubiläum der Kath. Pfarrkirche St. Fidelis in Darmstadt am 10. Oktober 1993, 1993 (abgerufen am 13.12.2021).

Kohlgraf, Peter, Nur eine dienende Kirche dient der Welt. Yves Congars Beitrag für eine glaubwürdige Kirche, Ostfildern

relevante technische Probleme wächst. Außerdem kann vorbildhaft eine verständigungsorientierte Kommunikation über das Medium Internet eingeübt werden, das wirkt kulturbildend – sicherlich auch über die Kirchengemeinde hinaus.

Schluss

Wenn Kirchengemeinden in diakonischer Absicht als digitale Kommunikatoren im Sozialraum auftreten, können sie ein effektives Werkzeug zur Verbesserung der Lebenssituation der dort lebenden Menschen sein. In der dogmatischen Konstitution des zweiten Vatikanischen Konzils *Lumen gentium* heißt es, Kirche sei „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Wir meinen, dass sie nur dann ein solches Zeichen für die Vereinigung mit Gott wird werden können, wenn sie sich zunächst vor allem tatkräftig als Werkzeug für die Einheit der Menschen untereinander, für soziale Gerechtigkeit, für Verständigung und für das Gemeinwohl begreift. Dem steht eine Digitalisierung der Pastoral nicht im Wege, sondern kann dafür sogar ausgesprochen hilfreich sein.

©2015.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Virtualität und Inszenierung. Unterwegs in der digitalen Mediengesellschaft – Ein medienethisches Impulspapier (Die deutschen Bischöfe. Publizistische Kommission 35), Bonn 2011.

Schröder, Christian, Digital ist wie analog – nur anders. Ein Praxisbericht über das Veränderungspotenzial einer digitalen Kirche, in: Anzeiger für die Seelsorge 128 (2/2019) 17-21.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

Nachdenken über barrierefreie Digitalität

Unsere Erfahrungen in der Pandemie

In einem zweigeteilten Beitrag berichten Dorothee Janssen (Bistum Essen) und Michael Geisberger (Bistum Augsburg) von ihren Erfahrungen mit digitalen Formaten in der Gehörlosenseelsorge. In der Pandemie sind die Mängel sehr deutlich geworden, die einer Inklusion von Menschen mit Behinderung in der digitalen Kommunikation noch im Wege stehen. Die Kirche könnte hier mit gutem Beispiel vorangehen.

Inklusion im digitalen Neuland – eine Hinführung

Mit der Pandemie sind im Bereich der Behindertenpastoral und -seelsorge viele analoge Formate eingebrochen. In der gewachsenen Behindertenselbsthilfe sind Treffen im Rahmen von Vereinen und Veranstaltungen üblich. Neue, zeitgemäße Strukturen für kirchliche Inklusion gibt es noch nicht so flächendeckend. Vieles fiel wegen der Pandemie einfach aus. Das wollten wir so nicht hinnehmen. Aber uns waren quasi die Hände gebunden, denn unsere Zielgruppen – gehörlose, schwerhörige Menschen und Menschen mit Mehrfachbehinderung in Wohnheimen – gelten zum Teil als technisch unerfahren, je älter, desto mehr. Wir begannen also selbst, mit technischen Mitteln unsere Kommunikation auszutesten. Neben Brief, Telefon, Telefax und E-Mail landeten wir dabei schnell bei Videokonferenzen. Ob Zoom, senfcall oder MS Teams: Im Grunde macht jeder, was er kann.

In zwei Abschnitten erzählen wir von unseren Erfahrungen und schließen mit einem gemeinsamen Resümee.

Wir werben um kirchliche Transformationsprozesse für ALLE u. a. durch digitale Barrierefreiheit. An den Beginn setzen wir bewusst die Definition des Gesetzes zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (Behindertengleichstellungsgesetz BGG):

„§ 4 Barrierefreiheit
Barrierefrei sind bauliche und sonstige Anlagen, Verkehrsmittel, technische Gebrauchsgegenstände, Systeme der Informationsverarbeitung, akustische und visuelle Informationsquellen und Kommunikationseinrichtungen sowie andere gestaltete Lebensbereiche, wenn sie für Menschen mit Behinderungen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe auffindbar, zugänglich und nutzbar sind. Hierbei ist die Nutzung behinderungsbedingt notwendiger Hilfsmittel zulässig.“

Bedarfe schwerhöriger, ertaubter und gehörloser Menschen

Michael Geisberger

Deutsche Gebärdensprache (DGS)

Ich möchte mit meiner Erfahrung beginnen, um die Bedarfe gehörloser Menschen zu verdeutlichen: Am 6. März 2020 hat der Deutsche Gehörlosen-Bund (DGB) e. V. seine Pressemitteilung „Fehlender Zugang zu gesundheitlichen Informationen über das Coronavirus in Gebärdensprache und mit Untertiteln“ (DGB 2020) verbreitet. Was in anderen Ländern bereits selbstverständlich war, wurde in Deutschland erst nach Tagen und Wochen im Frühjahr 2020 ermöglicht. Vielleicht erinnern Sie sich, im linearen deutschen Fernsehen plötzlich Gebärdensprache gesehen zu haben.

Weiter schreibt der DGB über die Informationen im Internet: „Leider sind die Informationen nur in der Schriftsprache gehalten, in der Sprachform der hörenden Menschen. Deswegen können viele gehörlose und hörbehinderte Menschen diese Informationen nicht immer gut verstehen. Auch gibt es dazu keine Videos mit Übersetzungen in die Gebärdensprache“ (DGB 2020).

„Aber die können doch lesen“, diese Meinung vieler Hörender muss ich korrigieren, denn die Schriftsprache ist für gehörlose Menschen wie eine Fremdsprache. Die selbstverständliche Verwendung der Laut- und Schriftsprache auf dem Niveau von hörenden Menschen gelingt nur einem sehr kleinen Teil. Darum ist die Deutsche Gebärdensprache (DGS) so wichtig. Die Katholische Seelsorge in Deutscher Gebärdensprache bietet allen, die einen Internetzugang



Dorothee Janssen ist Seelsorgerin im Bistum Essen mit einer Beauftragung für Inklusion.



Michael Geisberger arbeitet als Schwerhörigen- und Gehörlosen-Seelsorger im Bistum Augsburg.

haben, die Seite <https://taub-und-katholisch.de>. Kolleginnen und Kollegen gestalten zusammen mit ehrenamtlichen Gebärdensprachlern wöchentliche Impulse, auch bei Telegram unter „TuK-Bibel in DGS“.

Vatican News sind vorbildlich: Seit Ostern 2021 werden die Übertragungen von Generalaudienzen und Angelus-Gebeten auch in italienischer (<https://e.va/lis> für die Lingua dei Segni Italiana LIS) und amerikanischer (<https://e.va/asl> für die American Sign Language ASL) Gebärdensprache angeboten. Es ist der ausdrückliche Wunsch des Papstes, daraus einen dauerhaften Dienst in mehreren Sprachen zu machen. Bemerkenswert ist auch, dass der ZDF-Gottesdienst seit März 2020 im Internet live mit DGS mitgefeiert werden kann. Aber leider noch nicht im linearen (!) Fernsehen. Besonders ältere Menschen haben kein Internet oder nutzen ihr Smartphone oft nur für die Kommunikation über einen Messenger-Dienst (vgl. Kortmann u. a. 2021), ohne weiter das Internet zu nutzen. Leider mangelt es diesen „Off-Linern“ im linearen Fernsehen live an Gebärdensprache. Dies wäre zeitgleich z. B. auf phoenix bei Gottesdiensten an Festtagen und bei kirchlichen Veranstaltungen mit überregionaler Bedeutung pastoral eminent wichtig. Der Deutsche Gehörlosenbund hat „Empfehlungen für die Bereitstellung von Angeboten in Gebärdensprache in deutschen Medien“ (z. B. „Die Dolmetscher/-innen nehmen mindestens 30 % des gesamten Bildschirms ein.“) erstellt, die gut auch auf Videos im Internet zu übertragen sind.

Untertitelung (UT)

Schwerhörige, ertaubte und gehörlose Menschen können Videos von Gottesdiensten, Bischofsworten oder Besinnungen nicht nutzen, wenn sie keine (zuschaltbaren) Untertitel enthalten. Betroffen sind ca. 13 Mio. Menschen in Deutschland, hinzu kommen etwa 80.000 Gehörlose. Automatisch generierte Untertitel im Netz können – nach den Untertitelrichtlinien auf www.untertitelrichtlinien.de – nachgearbeitet werden. Nur dann ist sichergestellt, dass Worte und Grammatik richtig und schnell verstanden werden.

Kontakt über Messenger

Sehr viele nutzen einen Messenger-Dienst, der mit dem Gesetz über den kirchlichen Datenschutz (KDG) nicht gut vereinbar ist. Das bremsst auch unsere Arbeit stark aus. Der Umstieg auf „privatsphäre-freundliche“ Messenger-Dienste fällt vielen ohne technische Unterstützung sehr schwer.

Kontakt per Videokonferenz

Wenn, dann wird untereinander die Videochat-Funktion des Messenger-Dienstes für 1:1-Kommunikation benutzt. Auch Zoom wird von einigen eingesetzt. Barrierefreie Anleitungen zur Nutzung von Videokonferenzen gibt es kaum, darum werden auch Videokonferenz-Dienste nur sehr eingeschränkt genutzt.

Katholische Erwachsenenbildung (KEB)

Bis auf wenige Veranstaltungen mit Untertitelung (UT) und Gebärdensprache (DGS) ist die KEB im Bereich digitaler Barrierefreiheit meist noch ausbaufähig. Bei schwerhörigen Teilnehmenden ist z. B. eine permanente Videozuschaltung aller nicht zu empfehlen, da es aufgrund des hohen Datenvolumens zu einer schlechteren Übertragungsqualität (bspw. Tonverzerrung) kommen kann. Gleichzeitig ist dadurch auch Mundbild und Mimik der sprechenden Person besser zu erkennen, die dann größer auf dem Bildschirm erscheint. Das verwendete Video-Konferenzsystem sollte die zuschaltbare Untertitelung ermöglichen. Für Gebärdensprachler muss das Fenster mit der Gebärdensprachdolmetschung immer groß genug zu sehen sein. Mit Vorträgen und Veranstaltungen von überregionaler Bedeutung könnte der Anfang gemacht werden. Die Zusammenarbeit mit meinen Kolleginnen und Kollegen zur gezielten Weitergabe solcher Einladungen an unsere Zielgruppe könnte ich mir gut vorstellen.

Videokonferenzen – neue Erfahrungen in der Pandemie

Dorothee Janssen

Der ausrangierte Laptop

In einem Wohnheim für Menschen mit Mehrfachbehinderung, die auf Begleitung und Schutz angewiesen sind, hatte ein Mitarbeiter einen Laptop aus seinem Privatbereich in eine Wohngruppe mitgenommen und einigen Männern gezeigt, wie sie über Skype mit entfernten Personen sprechen können. Das war in der Zeit der Pandemie für die Pastoral in unserer Pfarrei eine große Erleichterung. Wir konnten in kleinen Kreisen (nicht mehr als fünf Personen) wöchentlich eine Stunde mit denen skypen, die auf Besuche verzichten mussten. Die Begeisterung war auf allen Seiten groß. Nur die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in dem Heim hatten Mehrarbeit, da sie das Gerät jeweils aktivieren mussten.

Es stellte sich heraus, dass einer der Männer im Verlauf von Monaten die Funktionen von Skype nach und nach selber bedienen konnte. Für eine regelrechte Einweisung in die Bedienung des Laptops blieb den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern keine Zeit, aber wir konnten manches ausprobieren in der einen Stunde. Als wir dann endlich wieder persönliche Treffen ermöglichen konnten, baten die Beteiligten darum, die Skype-Treffen fortzuführen.

Eine Besonderheit ist das Teilen von YouTube-Videos. Wir konnten so Interessen, die im

Verlauf unserer Sitzungen wichtig wurden, mit Liedern oder kleinen Filmen vertiefen. Das Gespräch wurde so durch ein weiteres Medium ergänzt.

Wo kann man Hilfe und Unterstützung finden?

Wie kann ich mich mit Menschen verbinden, die lernbehindert sind oder körperliche Einschränkungen haben? Das Problem ist, dass ich meist nicht genau sagen kann, wie mein Gegenüber mit der Technik zurechtkommt, wenn nicht ich selbst es bin, die die Schulung unternommen hat. Ich möchte hier auf einige Links, Bücher und Initiativen hinweisen, die mir geholfen haben:

Piksl Labore

Eine prämierte Initiative führt Menschen mit lernbehinderten und unbehinderten Menschen in einem Unternehmen zusammen. Sie finden dort Arbeitsplätze und können fundiert Schulungen anbieten. Unter <https://piksl.net> findet man eine Übersicht an Themen und Veranstaltungen. Auf YouTube und Twitter teilen die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ihre aktuellen Aktionen und haben mir so sehr geholfen, einen Einblick in Möglichkeiten (also nicht in Hindernisse) zu geben. Auf einer Veranstaltung, die in Form eines Barcamps Akteure und Akteurinnen für Inklusion zusammenbrachte, konnte ich einige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen persönlich kennenlernen.

Sozialheld*innen

Auf Initiative des Aktivisten Raúl Krauthausen sind die Sozialheld*innen entstanden. Dort geht es schwerpunktmäßig um den sozialen Bereich. Aber sie verbreiten ihre Arbeit auf allen gängigen digitalen Kanälen und können gute Tipps für Barrierefreiheit geben. Außerdem findet man dort zugewandte Experten und Expertinnen, die für Fragen ansprechbar sind und gerne weiterführende Tipps geben (<https://sozialhelden.de>). Die Sozialheld*innen kämpfen kompromisslos für Selbstständigkeit von Menschen mit Behinderung, also für Inklusion, und bieten Mittel und Wege, dieses Anliegen zu unterstützen.

Aktion Mensch

Ein Link mit einer umfangreichen Sammlung, die den Status quo abbildet und gepflegt wird, bietet Aktion Mensch mit <https://www.einfach-fuer-alle.de/blog/tags/lernbehinderung/>.

Lernplattform on-line

Eine direkt für lernbehinderte Menschen erstellte Lernplattform, an der u. a. die Aktion Mensch beteiligt ist, findet man unter <http://www.on-line-on.eu/>. Sie hat eine vorbildliche Struktur, weil sie für Menschen mit Lernbehinderung gut nutzbar ist und alle Anforderungen des W3C XHTML 1.0 (EXtensible HyperText Markup Language), des nächsten Schritts in der Entwicklung des Internets nach HTML, einhält.

Hilfreiche und weiterführende Literatur

Die Website <https://inventaire.io/inventory/bit58456> bietet eine Sammlung hilfreicher Literatur. Daraus kann ich aus persönlicher Kenntnis besonders den Autor Domingos de Oliveira (<https://netz-barrierefrei.de>) empfehlen, er bietet Schulungen an. Er ist selbst sehbehindert und hat sich umfangreiche Kenntnisse über Barrierefreiheit erworben. Frau Dr. Heike Schaumburg von der Humboldt-Universität zu Berlin im Institut für Erziehungswissenschaften hat im Auftrag der Bertelsmann Stiftung eine Studie veröffentlicht, die am Schluss weiterführende Literatur bietet: Chancen und Risiken digitaler Medien in der Schule, Medienpädagogische und -didaktische Perspektiven (Schaumburg 2015).

Initiativen

Es gibt leider zu wenige Initiativen, die den Weg in die Öffentlichkeit finden. Meist ist es die Aktion Mensch, die wahrgenommen wird. Nach unserer Erfahrung ist in jeder Stadt und jeder Pfarrei irgendwo jemand oder eine ganze Gruppe aktiv und selbstverständlich mit Inklusion befasst, ohne sich dessen selbst bewusst zu sein. Gerade jüngere Menschen (z. B. die Pfadfinder der DPSG) praktizieren es einfach. Aber jüngere Menschen haben in der Regel wenig Bewusstsein für Datenschutz. Sie probieren gerne aus und finden Wege, miteinander zu kommunizieren. Wir möchten Sie, die Leserinnen und Leser, ermutigen: Helfen Sie, Initiativen aufzustöbern und sie bekannt zu machen! Initiativen entstehen zumeist aufgrund von äußerem Druck, weil Dritte Not erkennen und aktiv werden. Menschen mit Lernbehinderung finden allein zu selten Gehör. Wir wiederholen unsere Bitte: Helfen Sie, Menschen mit Lernbehinderung Gehör zu verschaffen! Ein Beispiel für gelingende Initiativen mit Vorbildcharakter ist der Deutsche Bildungsserver, eine Fundgrube für Beispiele oder sogar Initiativen, an denen Sie sich beteiligen können: <https://www.bildungsserver.de/inklusion-und-digitale-Bildung-Behinderter-12816-de.html>.

Menschen mit Lernbehinderung organisieren hier selbst ihre Anliegen: <https://www.menschzuerst.de/>.

Literatur

Deutscher Gehörlosen-Bund (DGB), Stellungnahme 03/2020: „Fehlender Zugang zu gesundheitlichen Informationen über das Coronavirus in Gebärdensprache und mit Untertiteln“, 2020 (alle Internetquellen abgerufen am 14.12.2021).

Kortmann, Lisa u. a., Internetnutzung von Menschen in der zweiten Lebenshälfte

während der Corona-Pandemie: Soziale Ungleichheiten bleiben

Unser Resümee

Was für Videokonferenzen gilt, gilt für alle anderen Kommunikationsmittel der Digitalität. Viele unserer Klienten und Klientinnen nutzen ein Smartphone und haben es für ihre eigenen Belange angepasst. Wir machen im Gespräch mit Kollegen und Kolleginnen in allen Bereichen der Behindertenseelsorge und Behindertenhilfe die Erfahrung: Barrierefreiheit ist möglich. Wir können hier keine professionellen Empfehlungen abgeben, weil wir nicht vom Fach sind. Aber wir haben gelernt und teilen unsere Erfahrungen gerne mit. Zunächst ist es hilfreich, mit IT-Experten ins Gespräch zu kommen. Schildern Sie ihnen, welche Bedarfe vorliegen, und hören Sie, welche Empfehlungen gegeben werden. Wir gehen davon aus, dass Sie dies nicht im luftleeren Raum tun. Sie kennen Menschen, deren Bedarfe in Videokonferenzen berücksichtigt werden müssen und die diese beschreiben können. Oder anders gesagt: Sie sind gut vernetzt. Es gibt also zwei Arten von Experten: Einerseits fachkompetente IT-Experten und Sonderpädagogen, andererseits die Menschen mit Behinderung selbst als Experten in eigener Sache. Häufig wird das Thema digitale Barrierefreiheit erst angegangen, nachdem sich Strukturen etabliert haben. Oft wird dabei vergessen, dass Barrierefreiheit auch vielen Menschen ohne Behinderung die Bedienung von Programmen erheblich erleichtern kann. Jede Form von Internetseelsorge und digitaler Pastoral kann nur für alle sein, wenn sie barrierefrei ist.

Digitaler Engpassbereich sind
bestehen (dza aktuell 5/2021),
2021.

Schaumburg, Heike, Chancen
und Risiken digitaler Medien in
der Schule.

Medienpädagogische und -
didaktische Perspektiven,
Gütersloh 2015.

Weiterführende Links

Barrierefreiheit ist weit mehr
als Rampen und Aufzüge:

<https://www.aktion-mensch.de/inklusion/barrierefreiheit/>

Die Bundesfachstelle
Barrierefreiheit wurde zur
Weiterentwicklung des
Behindertengleichstellungsrechts
errichtet. Die Fachstelle soll zur
Umsetzung der Barrierefreiheit
beraten und unterstützen:
<https://www.bundesfachstelle-barrierefreiheit.de/>

Die Digitalisierung für Mensch und Umwelt nachhaltig und global gestalten

Die Arbeiten am Institut für transformative Nachhaltigkeitsforschung/Institute for Advanced Sustainability Studies (IASS) in Potsdam richten sich u. a. auf die Wechselwirkung von Digitalisierung und Nachhaltigkeit in den Auswirkungen industrieller Produktion für die Bereiche Ökologie, Ökonomie und Soziales. Es bleibt die Hoffnung, dass nach zunächst erhöhtem Ressourcenaufwand für das industrielle Upgraden sich mittelfristig positive Effekte für Nachhaltigkeit ergeben, was eine effektive Nutzung von Energie und die Kontexte des zukünftigen Arbeitsmarktes und der weltweiten Gerechtigkeit betrifft.

Einleitung

In den letzten Jahren wurden wir Zeugen von zwei großen Transformationen, die weitgehend parallel an Fahrt gewinnen und viele Lebens- und Wirtschaftsbereiche tangieren: die digitale Transformation sowie die Transformation zur Nachhaltigkeit. Eine Frage, die in Forschung und Gesellschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt, ist dabei, wie sich diese parallelen Veränderungsprozesse gegenseitig beeinflussen. Die Arbeit der Forschungsgruppe „Digitalisierung und Transformation zur Nachhaltigkeit“ am Institute for Advanced Sustainability Studies (IASS) Potsdam befasst sich dabei schwerpunktmäßig mit den sozio-ökologischen sowie den sozio-ökonomischen Folgen der Digitalisierung im industriellen Kontext.

Die Digitalisierung in der Wirtschaft ist seit einigen Jahren in vollem Gange und lässt sich durch drei prägnante Veränderungsprozesse charakterisieren: Neben ganzen Wertschöpfungsmodellen verändern sich auch Informations- und Ressourcenflüsse. Alle drei Prozesse haben dabei erheblichen Einfluss auf die drei Dimensionen der Nachhaltigkeit: Ökologie, Ökonomie und Sozialwesen.

Sozio-ökologische Auswirkungen

Die Veränderung der Ressourcenflüsse ist für die ökologischen Auswirkungen der Digitalisierung maßgeblich. Im Bereich der Ressourcenflüsse ist einerseits zu beachten, dass alle an Industrie 4.0 beteiligten Fertigungssysteme mit Informations- und Kommunikationstechnik (IKT) wie beispielsweise Sensorik, Aktuatoren, Prozessoren und Kommunikationshardware nachgerüstet oder durch moderne Systeme ersetzt werden müssen. Dies wird nötig, um etwa Datenerhebung und -analyse zu ermöglichen und die Systeme vernetzen zu können. Das für Industrie 4.0 notwendige „Upgrading“ ganzer Fertigungssysteme ist also zunächst mit einem erheblichen initialen Ressourcenaufwand verbunden. Andererseits besteht die Hoffnung, dass die Digitalisierung in der Wirtschaft – und hier besonders der industriellen Produktion – durch Effizienzsteigerung und das Schließen von Stoffkreisläufen („Circular Economy“) ressourcenschonendere Wirtschaftsweisen unterstützen kann. Der prominenteste Ansatz für Materialeinsparungen ist die additive Fertigung, deren bekannteste Form der 3D-Druck ist. Mit diesem Verfahren ist es zudem möglich, auch leichtere Produkte herzustellen, die wiederum weitere Effizienzpotenziale in der Nutzungsphase erschließen.

Eine zunehmend digitalisierte Wirtschaft benötigt aber auch sehr viel Energie. Viele Studien prognostizieren (leicht) steigende Energiebedarfe für die weltweite Nutzung von IKT bis 2030. Andererseits bestehen auf Prozessebene interessante Effizienzpotenziale für mehr Energieeffizienz. Unter anderem können Produktionsprozesse durch Digitalisierung in energetischer Hinsicht optimiert werden. So wird in der Robotik daran gearbeitet, dass Roboter Aktionen nicht wie bisher so schnell wie möglich, sondern nur so schnell wie nötig durchführen. Dieser Ansatz konnte in einer Untersuchung Energieeinsparungen von bis zu 30 Prozent erzielen (vgl. Riazi u. a. 2017). Die Digitalisierung der Wirtschaft ermöglicht es zudem, das Zusammenspiel verschiedener Industrien ökologisch symbiotisch zu gestalten. Eine flächendeckende Integration der Wirtschaft im Sinne der sogenannten Sektorenkopplung ist langfristig wünschenswert, um ein Sektor-übergreifendes Optimum im energetischen Zusammenspiel verschiedener Industrien zu erreichen. Um den Anteil erneuerbarer Energien am Gesamtenergieverbrauch zu erhöhen und dabei gleichzeitig die Schwankungen in deren Produktion abzufedern, können digitale Technologien für die Sektorenkopplung eingesetzt werden. Dabei wird die Industrie zu einem aktiven Akteur in einem dezentralen Energiemanagement. Vielversprechend ist dabei der Ansatz, die produktionsseitige Flexibilität von Industrie 4.0 mit der hohen Volatilität erneuerbarer Energien in Einklang zu bringen, indem Produktionsprozesse gezielt zeitlich so verschoben werden, dass ihr Energiebedarf am größten ist, wenn erneuerbare Energie in hohem Maße verfügbar ist.



Dr. Grischa Beier ist am IASS Potsdam Leiter der Forschungsgruppe „Digitalisierung und Auswirkungen auf Nachhaltigkeit“ sowie der Arbeitsgruppe proMUT, die sich mit den transformativen Potenzialen digital-vernetzter Produktion für Mensch, Umwelt und Technik befasst.

Ein deutlich größeres Spektrum an Unternehmen muss dazu befähigt werden, als aktiver Akteur an der Sektorenkopplung teilzunehmen, indem die dafür notwendigen Technologien und das erforderliche Know-how verfügbar gemacht und bestehende Hürden abgebaut werden. Ob die geschilderten Ansätze den Mehrbedarf an Rohstoffen und Energie für die Ausrüstung mit und den Betrieb von digitalen Technologien in der Wirtschaft kompensieren können, ist wissenschaftlich bisher nicht belegt (vgl. Niehoff/Beier 2018). Studien zeigen, dass die Modernisierung von Produktionsprozessen gemäß Industrie 4.0 zwar zu Effizienzgewinnen führen dürfte, in vielen Fällen jedoch keine signifikante Reduzierung des Material- und Energieverbrauchs nachgewiesen werden kann. Die Gründe dafür liegen in einer absoluten Steigerung der Produktion, einer Tendenz, sich im Laufe der Zeit ausschließlich auf die Prozesseffizienz zu konzentrieren, und einem Versäumnis, das Potenzial der Digitalisierung im Umweltmanagement von Unternehmen auszuschöpfen. Es deutet sich allerdings an, dass der Einsatz von IKT, insofern er gezielt und mit Augenmaß erfolgt, durchaus positive ökologische Effekte erzielen kann. Die Realisierung von Potenzialen und die Vermeidung negativer Feedbacks, sogenannter Rebound-Effekte, hängen dabei auch von der Schaffung adäquater Anreize, Rahmenbedingungen und Verpflichtungen seitens der Politik ab.

Zahlreiche Rohstoffe für die Produktion von digitalen Geräten, die überwiegend im Globalen Norden genutzt werden, werden mit hohen Kosten für Mensch und Umwelt in den Ländern des Globalen Südens abgebaut. Daher muss dringend verhindert werden, dass die Digitalisierung die existierenden Ungleichgewichte zwischen Globalem Norden und Süden weiter verstärkt. Die Vereinbarkeit von Umwelt- und Klimaschutzzielen mit der Digitalisierung allein in die Hände von Unternehmen und Konsumentinnen und Konsumenten zu legen, ist nicht ausreichend. Vielmehr braucht es klug gesetzte politische und regulative Rahmenbedingungen für eine nachhaltige Gestaltung der Digitalisierung. Damit die nachhaltige Gestaltung der digitalisierten Wirtschaft gelingen kann, sollte in den nationalen und internationalen Debatten das Wohl von Mensch und Umwelt in den Vordergrund gerückt werden.

Soziale Auswirkungen

Industrie 4.0 verändert in vielen Regionen der Welt die Qualität und Quantität industrieller Beschäftigung grundlegend. Da die industrielle Beschäftigung für die sozioökonomische Entwicklung von Gesellschaften von großer Bedeutung ist, werden diese Veränderungen intensiv erforscht. Frühe Studien haben Industrie 4.0 mit der Substitution von Arbeitskräften und steigender Arbeitslosigkeit in Verbindung gebracht (hier insbesondere Frey/Osborne 2013), während andere Studien nahelegen, dass dieser Effekt oft überschätzt wurde oder Industrie 4.0 sogar zu mehr Industriebeschäftigung führen könnte. Allerdings haben die meisten Publikationen theoretische Annahmen diskutiert, während empirische Belege für die tatsächlichen Veränderungen rar sind. Zudem gibt es regional große Unterschiede angesichts der Heterogenität zwischen den Ländern in Bezug auf die industrielle Entwicklung sowie die Verbreitung von Industrie-4.0-Technologien.

Wir haben in einer eigenen Studie die Auswirkungen von Industrie 4.0 auf Qualität und Quantität industrieller Beschäftigung in Brasilien, China und Deutschland verglichen. Darin wird ersichtlich, dass insbesondere für Bereiche, die im Allgemeinen mit einem größeren Anteil relativ gering qualifizierter Arbeitskräfte verbunden sind (Fertigung, Montage), ein Rückgang des Personalbedarfs erwartet wird. Da unsere Ergebnisse für Bereiche, die im Allgemeinen mit einem größeren Anteil relativ hoch qualifizierter Arbeitskräfte verbunden sind (Entwicklung), deutlich positiver ausfielen, können wir daraus auf eine zunehmende Polarisierung zwischen hoch- und geringqualifizierten Arbeitskräften in Bezug auf die Beschäftigungsmöglichkeiten schließen. Diesen Effekt haben wir insbesondere in größeren Unternehmen feststellen können. Darüber hinaus erwarten die Unternehmensvertreter:innen in allen Tätigkeitsbereichen eine Erhöhung der erforderlichen Mitarbeiterqualifikationen. Es ist also festzuhalten, dass sich die Tätigkeitsprofile in den verschiedenen von Industrie 4.0 tangierten Bereichen verändern werden und die Tätigkeiten darin voraussichtlich anspruchsvoller werden. Auf der anderen Seite gehen die befragten Expert:innen aber auch davon aus, dass die Beschäftigten zunehmend durch intelligente Assistenzsysteme in ihrer Arbeit unterstützt werden. Es wird eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe darin bestehen, darauf zu achten, dass die zunehmende Polarisierung in der industriellen Beschäftigung nicht dazu führt, dass die breite Anwendung digitaler Technologien der Zunahme prekärer Arbeit Vorschub leistet.

Um die durch die Digitalisierung induzierten sozialen Auswirkungen von gesellschaftlicher Tragweite umfassender abschätzen zu können, dürfen aber nicht nur die betriebswirtschaftlichen Veränderungsprozesse betrachtet werden. Eine systemische Betrachtung wichtiger volkswirtschaftlicher Parameter wie des Einflusses auf Verdienstmuster von Beschäftigten unterschiedlicher Tätigkeitsbereiche (als Folgeerscheinung der wachsenden Polarisierung) sowie der gegebenenfalls auftretenden globalen Verlagerungen von Produktionstätigkeiten durch die Digitalisierung ist ergänzend von großer Bedeutung.

Schlussfolgerungen

Ganz allgemein bestehen zwischen den vielfältigen Anwendungen digitaler Technologien und den drei Dimensionen der Nachhaltigkeit viele Verflechtungen und sektorübergreifende Abhängigkeiten. Chancen und Risiken sind dabei eng miteinander verwoben und erfordern

Literatur

Frey, Carl Benedikt/Osborne, Michael A., *The future of employment: how susceptible are jobs to computerisation?*, 2013 (alle Internetquellen abgerufen am 2.12.2021).

Niehoff Silke/Beier, Grischa

fundierte und bewusste Managemententscheidungen, damit digitale Technologien wirksam werden und eine nachhaltige Entwicklung begünstigen. Digitale Innovationen werden nicht *per se* zu mehr Nachhaltigkeit führen. Vielmehr sind eine professionelle und gründliche Technikfolgenabschätzung sowie ein klares Bekenntnis zu den Nachhaltigkeitszielen der Vereinten Nationen erforderlich, um Nachhaltigkeit in allen drei Nachhaltigkeitsdimensionen zu fördern. Die Verbesserung der digitalen Kompetenzen in allen Bevölkerungsgruppen, die Sicherstellung eines freien Internetzugangs, die Unterstützung kleiner und mittlerer Unternehmen bei der digitalen Modernisierung sowie die Gestaltung digitaler Produkte, die den Energie- und Materialbedarf reduzieren, sind wichtige Maßnahmen für eine nachhaltige digitale Zukunft.

Um die Chancen für eine nachhaltige Entwicklung zu fördern, bedarf es neuer gesellschaftlicher Initiativen, um die Rahmenbedingungen mitzugestalten, unter denen die Digitalisierung gestaltet werden kann. Solche Initiativen sollten alle relevanten Akteure in Diskursen zusammenbringen, um die systemischen Auswirkungen dieser Transformation zu adressieren, eine faire Vertretung von Entwicklern, Nutzern und Regulierungsbehörden zu gewährleisten und die Chancen zu fördern, die mit den digitalen Potenzialen verbunden sind (vgl. Renn/Schweizer 2020). Darüber hinaus dürften zwischen den ökologischen, ökonomischen und sozialen Dimensionen der Nachhaltigkeit Konflikte und Dilemmata entstehen, die schmerzhaft Abwägungen und Kompromisse erfordern. Viele dieser Konflikte und Einschränkungen können jedoch angegangen und teilweise gelöst werden, wenn alle Akteure bereit sind, gemeinsam Ziele, Regeln und Vorschriften für eine Governance-Struktur im Einklang mit den normativen Zielen der Nachhaltigkeit mitzugestalten. Ein solcher Ansatz, der in einem deliberativen und interdisziplinären Diskurs aller relevanten Akteure ermittelt und konkretisiert wird, sollte auf wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen beruhen und am Gemeinwohl ausgerichtet sein.

Werner, Ulric/Deier, Elisabeth, Industrie 4.0 and a sustainable development: a short study on the perception and expectations of experts in Germany, in: *International Journal of Innovation and Sustainable Development* 12 (3/2018). Special issue on: *Advances in Green Economy and Sustainability*, 360–374.

Renn, Ortwin/Schweizer, Pia-Johanna, Inclusive governance for energy policy making: Conceptual foundations, applications, and lessons learned, in: Renn, Ortwin/Ulmer, Frank/Deckert, Anna (Hg.), *The Role of Public Participation in Energy Transitions*, London 2020, 39–79.

Riazi, Sarmad/Wigstrom, Oskar/Bengtsson, Kristofer/Lennartson, Bengt, Energy and peak power optimization of time-bounded robot trajectories, in: *IEEE Transactions on Automation Science and Engineering* 14 (2/2017) 646–657.

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Aktuelles Projekt » Wir tanzen Tango virtuell

Wir tanzen Tango virtuell

So funktioniert DA_ZWISCHEN – zurzeit

DA_ZWISCHEN ist eine vor fünf Jahren im Bistum Speyer gegründete digitale Community, die wesentlich über die Vernetzung per Messenger funktioniert. Es geht darum, das Evangelium und Gottes DA-sein „dazwischen“, mitten im Alltag transparent werden zu lassen und damit einen Resonanzraum für die persönliche christliche Lebensgestaltung zu schaffen. Montags und freitags bekommen die Nutzer*innen (= Mitglieder) eine Nachricht per WhatsApp, Telegram oder Facebook-Messenger mit einem Impuls, der zum Wochenbeginn meistens fragend aufgebaut ist und zur persönlichen Auseinandersetzung und zu einer Reaktion einlädt. Aus den Beiträgen der Nutzer*innen kreiert ein Team freitags eine zusammenfassende Nachricht, die die Reaktionen der Nutzer*innen gesammelt, gebündelt oder exemplarisch in ihrer Bandbreite abbildet. Der interaktiv erstellte Content ist im Blog www.netzgemeinde-dazwischen.de zu finden. Aus den Impulsen entwickeln sich immer wieder längere Chats, die von dem Team erfahrener Seelsorger*innen beantwortet werden. Aktuell sind 4500 Mitglieder angemeldet, von denen ca. 10 % wöchentlich mit einer kurzen oder längeren Beteiligung aktiv reagieren. Das DA_ZWISCHEN-Team besteht aktuell aus neun Hauptberuflichen und zwei freiwillig engagierten Personen, die aus den vier Bistümern stammen, die gleichzeitig auch die Trägerbistümer des digitalen Erprobungsraums sind: Speyer, Würzburg, Freiburg und Köln. Zusätzlich startet das Team immer wieder projekthafte Aktionen wie z. B. die digitale Kapelle zur 72-Stunden-Aktion des BDKJ, eine Kooperation mit dem ökumenischen Jugendkruzweg, einen Exerzitienweg über Chatgruppen oder ganz aktuell einen digitalen Weihnachtsmarkt auf Gather-Town (<https://netzgemeinde-dazwischen.de/digitaler-weihnachtsmarkt/>). Seit der Pandemie bietet DA_ZWISCHEN auch einen Sonntagsgottesdienst, der als Chatgottesdienst asynchron abgerufen und individuell gestaltet werden kann.

Was uns antreibt

Hier stehen keine großen Sätze, wie man sie von markanten Mission-Statements erwarten würde. Wir reihen uns ein in die großartige Versammlung der vielen – oft unscheinbaren – Engagierten, die etwas von dem, was sie vom Evangelium verstanden haben, in ihrem Leben umsetzen wollen: Unser Antrieb ist die Suche nach der „kreativen Konfrontation von Existenz und Evangelium“ (R. Bucher). Etwas bildlicher: Wir haben Freude am Tango zwischen Glaube und Existenz. Dabei versuchen wir, der Existenz nicht auf den Füßen rumzustehen. Und das nicht, weil wir in erster Linie an die Existenz irgendeiner Zielgruppe denken, sondern einfach, weil wir unsere eigene Lebenswirklichkeit ernst nehmen wollen. Viele der Themen entstehen aus unserer Sehnsucht, die an der Schnittfläche der persönlichen Glaubenssuche und einer Weltbegegnung mit offenen Augen entsteht. Nochmal auf pastoraltheologisch: kontextualisierter, relevanter Glaube fürs Heute. Das ist unser Antrieb. Dass die Ursprungsidee der Netzgemeinde in der klassischen „Werkwoche“ (Montag bis Freitag) ansetzt – also im Alltag –, passt nur zu gut.

Der Alltag – oder: Der Existenz nicht auf den Füßen rumstehen

Wann frühstücken Sie am liebsten? Wann brauchen Sie eine Pause? Wo beten Sie gerne? Wo feiern Sie gerne Ihren runden Geburtstag? Natürlich beantworten wir diese Fragen alle unterschiedlich. Doch vor wenigen Jahrzehnten waren die Antworten darauf gesellschaftlich monopolisiert. Neben anderen Faktoren hat vor allem die Digitalisierung die Dynamik der Individualisierung verstärkt. Dies greifen wir auf: Als digitales Angebot ist DA_ZWISCHEN nicht einfach ein anderes Medium, sondern versucht, veränderte Lebenswirklichkeiten ernst zu nehmen. Das heißt, das Angebot per Messenger auf meinem Smartphone kann ich dann abholen, wann und wo und auf welche Weise es für mich passt.

Wann: Die Impulse (montags und freitags) und den Sonntagsgottesdienst (immer ab Samstag 18 Uhr) kann ich zu einer Zeit öffnen, die mir passt. DA_ZWISCHEN ist „Me-Time“. Zeit für Gott und mich, zu dem Zeitpunkt, der in meinen Lebensrhythmus passt. Die überraschende Erfahrung dabei ist, dass Verbundenheit und Gemeinschaft auch zeitversetzt gelingt. Asynchronität wird zum „Sym-pathos“, ein Zusammen-fühlen und Zusammenglauben. Digitale Kommunikation hat das Telefonieren durch zeitversetzte Voicemessages ebenso individualisiert: Ich sende und empfangen dann, wenn es passt.

Wo: In der Badewanne oder beim Spazierengehen. Orte öffnen in mir unterschiedliche Räume und Stimmungen. Mit meinem Smartphone bewege ich mich durchgängig an „meinem“ Ort – ich bewege mich wortwörtlich in meinem Bio-top: dem Lebensort, an dem ich meine Geschichte schreibe, wo ich Schönes und Schweres erlebe, dort, wo meine Herausforderungen wohnen. Auf diesen lebensgetränkten Boden fällt das Evangelium.



Felix Goldinger ist Referent für missionarische Pastoral und Geschäftsführer des diözesanen Visionsprozesses im Bistum Speyer.



Tobias Aldinger ist Referent für Glaubenskommunikation und das diözesane Bonifatiuswerk in der Erzdiözese Freiburg.

Auf welche Weise: Von den 4500 Mitgliedern reagieren zwischen 150 und 500 Personen pro Woche auf die Impulse. Es steht jeder Person frei, ob und wie intensiv sie auf die Impulse antwortet. Diese Freiheit und Freiwilligkeit zeichnet digitale Kommunikation aus. Zudem kann ich selbst als Nutzer*in entscheiden, ob ich anonym bleiben will oder mich zu erkennen gebe, z. B. meinen Namen mitteile. Eine entscheidende Erkenntnis nach fünf Jahren anonymer Chats: Ich kann anonym sein, aber trotzdem persönlich kommunizieren. Auch ist die Erfahrung, ohne Ansehen der Person zu agieren, nicht nur für Nutzer*innen erleichternd, sondern auch für uns als Team.

Bisherige Formen christlicher Liturgie und Glaubenskommunikation waren und sind oft an feste Orte, Zeiten und Formen gebunden, was auch weiterhin in bestimmten Kontexten Sinn macht. Trotzdem gilt es, den pluralen Lebensvollzügen nicht monoton im Weg zu stehen, sondern die digital forcierten Entgrenzungen fester Orte, Zeiten und Formen aufzugreifen. Es wird jetzt bereits sichtbar, dass sich durch die selbstverständliche digitale Kommunikation auch soziale Interaktion und damit auch religiöse Kommunikation, religiöse Selbstverständnisse und Gemeindeformen verändert haben und weiter verändern werden: Es wird zu den verfassten, festen Formen von Gemeinde immer mehr fluide, nicht-konfessionelle, diskursive, situative, individualisierte Gemeindeformen geben (vgl. Faix 2020). Die bei DA_ZWISCHEN erfahrene Entgrenzung und Verflüssigung bisheriger christlicher Praxis und Sozialform haben, wie beim Tanzen, viel mit Vertrauen und Raumgeben zu tun. Pastoraltheologisch verorten wir unser Handeln im Sinne einer „raumgebenden Pastoral“ (vgl. Sellmann 2017). Damit es kein beziehungsloser Tanz bleibt, lebt dieses Platzmachen von achtsamen Tanzhaltungen, ganz im Sinne der Spiritualität einer Kirche, die Platz macht: „Höfliche Leute gewähren anderen um sich herum Raum; großzügige Leute haben Spaß an der Entfaltung der anderen“ (ebd. 80).

Das Evangelium – oder: Diese Tanzhaltungen machen uns aus

Anonymität ist nicht das Problem. Das Problem von christlichen Gemeinschaften fängt dort an, wo den Mitgliedern vermittelt wird: Es ist egal, ob du da bist oder nicht. Dieses Gefühl kennen alle, die schon einmal einen Ortswechsel hinter sich hatten und auf eine Kirchengemeinde gestoßen sind, die sich scheinbar nicht für „die Neuen“ interessiert. Es geht nicht darum, einzelnen Gemeinden oder Mitgliedern Vorwürfe zu machen, sondern darum, einzusehen, dass sich ein Kulturwandel vollzogen hat, der auf ein Willkommenheißen und eine selbstverständliche Form der Mitgestaltung und Selbstwirksamkeit setzt. Eine Kultur, in der jede*r Einzelne eine Bedeutung hat, ist keine Strategie der Mitgliedergewinnung, sondern lebt aus dem Kern des Evangeliums. Die ursprüngliche Berufungserfahrung des Menschen entfaltet Christoph Theobald genau in diese Richtung: Das Hören des Evangeliums ist vor allem das individuelle Hören der „Neuigkeit (-aggelion) von einem radikalen Gutsein (eu-)“ (Theobald 2018, 33). Dabei trifft die Botschaft von der Relevanz und des Gutseins des Menschen auf unsere Zukunftsfragen. Yuval Noah Harari bezeichnet die Erfahrung, Bedeutung zu haben, als eine zentrale Herausforderung unserer Gesellschaft, die durch die „technologische Zwillingsrevolution in Informationstechnologie und Biotechnologie“ Gefahr läuft, „eine massenhafte neue Klasse der Nutzlosen [zu schaffen]“ (Harari 2018, 39). Aus christlicher Sicht gilt dem Menschen genau das Gegenteil, das jedoch kommuniziert, gelebt und geglaubt werden will: Du hast Bedeutung. Und zwar nicht dadurch, dass du unter Bedingungen von Leistung und Liebesgunst anderer stehst.

Diese Botschaft und Haltung versuchen wir durch unser Format und den Kommunikationsstil zu konkretisieren:

DA_ZWISCHEN ist interaktiv – und zwar so, dass das Neue erst durch die Interaktion entsteht. Die Freitagsimpulse sind in den meisten Fällen ein Ergebnis der Interaktionen durch die Community. Natürlich bearbeitet das Team den Content redaktionell, oft in dem Sinn, dass eine plurale Bandbreite an Menschen und Meinungen deutlich wird. Die Community kreiert ihren Content durch die Mitglieder, die wiederum ihre eigene Selbstwirksamkeit im co-kreativen Prozess entdecken können. Das Format entspricht damit nicht nur der Logik von Social Media mit dem *user generated content*. Es basiert auf theologischen Implikationen der Taufgnade und einem Volk-Gottes-Verständnis, das die Mitwirkung aller am Reich Gottes ernst nimmt. Gerade die Pandemie hat gezeigt, dass Kirche über alle Konfessionen hinweg vor allem eine Kommunikationsweise beherrscht: *one-to-many*. „Mit Blick auf die Mediennutzung aber entsteht der Eindruck, dass viele Pfarrpersonen in eine Art von Nachrichtenmodus verfallen. Sie scheinen wenig auf Interaktion aus zu sein, sondern kommunizieren *one-to-many*“ (Nord/Luthe 2020). Eine Kirche, die auf das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen setzt, sieht anders aus. „One-to-many Kommunikationen erreichen hier unseres Erachtens kaum Resonanzen, weil Menschen weder online noch offline nur Konsumentinnen von (digitalen) Angeboten sind. Sie sind gleichzeitig Produzentinnen und Mitkonstruierende (*prosumer*) ihrer Beziehungen zu sich selbst und zur Welt sowie deren Darstellungsweisen im Spiel vernetzter Diskursgemeinschaften“ (ebd.). Deshalb versuchen wir uns an einer interaktiven Demokratisierung der Liturgie, die die direkte Beteiligung fördert, Macht und Kontrolle abgibt und mit der Unverfügbarkeit einerseits und Allgegenwärtigkeit Gottes andererseits rechnet.

DA_ZWISCHEN ist persönlich. Indem wir auf jeden Chat persönlich und möglichst zeitnah antworten, versuchen wir als Team durch kleine Signale auszudrücken: Du bist persönlich gemeint. Durch eine frische Ästhetik und lebensnahe Sprache versuchen wir auszudrücken:

Was du einbringst, bekommt bei uns eine schöne Bühne. In diesem Sinn ist unsere Kommunikationsweise auch durch die erste Person Singular geprägt: Die Impulse fragen meist nach der persönlichen Geschichte und den individuellen Erfahrungen. Die Chancen einer biografiezentrierten Kommunikation wurden in den letzten Jahren wiederentdeckt. Dabei entspricht Storytelling nicht einfach dem digitalen Kommunikationsstil in den sozialen Netzwerken, sondern deckt sich mit zeitgemäßer Glaubenskommunikation und der Genetik christlicher Glaubensverkündigung: „Storytelling ist vielmehr ein grundlegender Ansatz für jede Situation, in der Glaube artikuliert wird“ (Schröder 2017).

DA_ZWISCHEN vertraut. Das Netz ist voll von zweifelnder, misstrauender und misstrauender Rede. Wir stehen – wie auch andere, nichtchristliche Akteure im Netz – für andere Werte. Statt Misstrauen pflegen wir eine Kommunikation des Vertrauens. Wer sich einbringt, hat einen guten Grund. Wer seine persönliche Geschichte und Erfahrung teilt, wird geschätzt und ernst genommen. Dies fängt im Kleinen an: Wenn ein Mitglied etwas für mich Unverständliches oder gar Irritierendes schreibt, dann gehen wir immer davon aus, dass es einen guten Grund und eine persönliche Geschichte hat, warum dies jemand schreibt.

DA_ZWISCHEN ist neugierig. Wir versuchen, mit unserem Content zeitnah, dynamisch, experimentier- und überraschungsfreudig zu bleiben, um die Beteiligungen der Community, gesellschaftliche Ereignisse und digitale Entwicklungen aufzugreifen. „Die Überraschung zeigt uns, dass mindestens noch eine andere, vielleicht bessere Lösung existiert und dass das, was wir für richtig hielten, möglicherweise ein Holzweg war“ (Lotter 2017).

Das theologische Fundament für diese Ansätze liegt in einer im 20. Jh. wiederentdeckten anthropologischen und mystagogischen Theologie, die das II. Vatikanum lehramtlich aufgegriffen hat und die im evangelischen Kontext als missionale Theologie mittlerweile viele Vertreter*innen hat. Jesus Christus ist Selbstmitteilung Gottes: In Christus ist die unbedingte Liebe Gottes zu den Menschen Fleisch geworden, konkret geworden und hat Geschichte und Gesicht bekommen. Es gibt keinen Ort, keine Geschichte und keinen Menschen mehr, der ohne Gott ist. In diese Sendung Gottes (*missio dei*) dürfen wir als „Missionare“ einschwingen, und zwar genau in dieser Haltung: „Wir müssen die Stadt [oder den digitalen Raum] von einer kontemplativen Sicht her, das heißt mit einem Blick des Glaubens erkennen, der jenen Gott entdeckt, der in ihren Häusern, auf ihren Straßen und auf ihren Plätzen wohnt. Die Gegenwart Gottes [...] muss nicht hergestellt, sondern entdeckt, enthüllt werden“ (*Evangelii gaudium* 71).

Offene Fragen und wohin die Reise gehen könnte

Entwicklungspotentiale sehen wir an vielen Stellen: ein Empowerment, das Selbstinitiative und Weiterentwicklung der gewachsenen Formen durch freiwillig Engagierte fördert. Weitere Versuche von zeitbegrenzten, intensiven digitalen Gruppenerfahrungen stehen auf unserer Agenda. Eine Forschungsfrage sollte in Zukunft stärker in den Blick genommen werden, was aber unsere Möglichkeiten übersteigt: Welche Wirkfaktoren geben Nutzer*innen das Gefühl einer Verbundenheit und Gemeinschaft, obwohl sie nicht am selben Ort sind oder zur selben Zeit beten oder obwohl sie sich nicht kennen? Die US-Kommunikationswissenschaftlerin und Expertin für digitale Religion Heidi A. Campbell unterscheidet hilfreich zwischen „*transferring*“ (Liveübertragung eines analogen Gottesdienstes), „*translation*“ (der Versuch, analoge Gottesdienste an eine digitale Form anzupassen) und „*transforming*“ (Entwicklung neuer digitaler Formen für digitale Formate) (vgl. Faix 2020). Wir ahnen, dass im Bereich des Transforming noch vieles erprobt werden kann und muss. Es gilt auch hier die über 200 Jahre alte Innovationslogik des Physikers Georg Lichtenberg: „Das Neue kann man nur sehen, wenn man das Neue macht“ (zit. nach Lotter 2018, 26).

Bis März 2020 sind wir unter dem Radar der Bistumsleitungen geflogen und tun dies teilweise immer noch. Was auch verständlich ist: In vielen kirchlichen Führungskreisen ist die digitale Affinität bekannterweise nicht ausgeprägt. Corona hat gezeigt, dass das Verhältnis zu digitalen Medien viel mit biografischer Prägung zu tun hat. Wer erfahren hat, dass Beziehung, Gebet, Resonanz Erfahrung, Inspiration und Glaubensvertiefung auch über digitale Medien gelingt – und manchmal sogar intensiver als im analogen Kontext –, der reduziert seine Bedenken gegenüber diesen Medien und kann realistisch kritisch bleiben. Außer er*sie stuft die Dynamik der Digitalität als Bedrohung des eigenen Selbstverständnisses oder des eigenen Monopols ein. So sehen wir durch Corona verstärkt das Monopol der analogen Kirchengemeinde in Frage gestellt. Bei den zahlreichen fluiden Formen von digitaler Kirche erkennen viele das Potential von virtuellen Personalgemeinden. Es wäre doch ein mutiger Erprobungsraum, eine digitale Personalgemeinde mit gestufter Mitgliedschaft zu gründen. Die Folgefragen dürfen dabei nicht abschrecken, sondern sollen herausfordern: Welche Merkmale von Gemeinde sind wesentlich und lassen diese sich digital realisieren?

Dieser Artikel erschien ursprünglich 2020 auf [futur2.org](https://www.futur2.org) (hier in aktualisierter Fassung).

Literatur

Faix, Tobias, *Nichts wird wieder wie es war und genau darin liegt die Chance. Über (digitale) Kirche in Zeiten von Corona, 2020* (alle Internetquellen abgerufen am 9.12.2021).

Harari, Yuval Noah, 21 Lektionen für das 21. Jahrhundert, München 2018.

Lotter, Wolf, *Störzonen, in: brand eins (12/2017)*

Lotter, Wolf, *Innovation. Streitschrift für barrierefreies Denken*, Hamburg 2018.

Nord, Ilona/Luthe, Swantje, *Hope-Storytelling in Zeiten von Corona, 2020*.

Schröder, Christian, *Mehr Drama bitte! Mit Storytelling spannend vom Glauben erzählen, in: eùangel 8 (1/2017)*.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Apostolisches Schreiben Evangelii gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194)*, Bonn 2013.

Sellmann, Matthias, *Für eine Kirche, die Platz macht! Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral, in: Diakonia 48 (2/2017) 74–82*.

Theobald, Christoph, *Hören, wer ich sein kann. Einübungen, Ostfildern 2018*.

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Aktuelle Studie » Lebensgefühl Corona

Lebensgefühl Corona

Erkundungen in einer Gesellschaft im Wandel

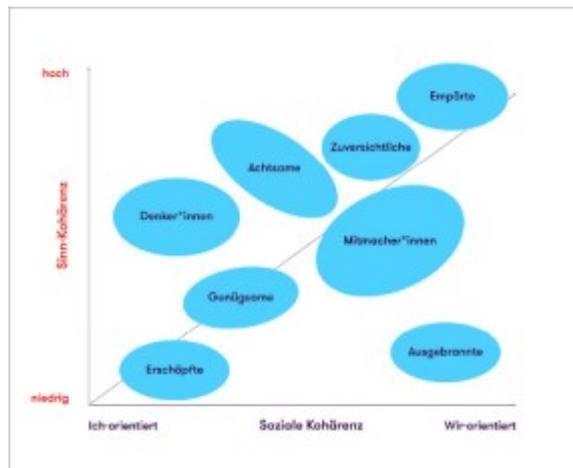
„Lebensgefühl Corona“ ist eine qualitative Langzeitstudie, mit der über ein Jahr lang die psychosozialen Folgen der Corona-Pandemie erforscht wurden. Es wurde untersucht, wie die Menschen in ihrem Leben und Alltag mit den Zumutungen der Pandemie umgegangen sind, wo sie konkret Halt und Orientierung gefunden haben und an welchen Stellen Institutionen wie Kirche und Diakonie für sie in Erscheinung traten. Die Studie entstand in Kooperation der Evangelischen Arbeitsstelle [midi](#), der Diakonie Deutschland, des größten christlichen Gesundheitsunternehmens AGAPLESION gAG, der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) und des Marktforschungsinstituts LIMEST.

Auf der Grundlage eines qualitativ-ethnographischen Ansatzes wurde eine Langzeitstudie mit 50 Teilnehmenden unterschiedlichen Alters, geographischer, familiärer und beruflicher Lage und religiösen Hintergrunds erstellt, die in drei Befragungswellen (Ende September bis Ende Oktober 2020, Februar/März 2021 und Juni/Juli 2021) in ausführlichen Interviews von 90 bis 150 Minuten ihre Gedanken, Emotionen und Erfahrungen während der Pandemie schildern konnten. In der ersten Pandemiephase im Frühjahr 2020 schwanken die Gefühle zwischen Ungläubigkeit und zunehmender Beklemmung über das neuartige Corona-Virus; im ersten Lockdown bewegt man sich zwischen Inne- und Durchhalten und verspürt nach den ersten Lockerungen eine – allerdings trügerische – Zuversicht. Im Herbst/Winter 2020 machen sich angesichts der zweiten Welle und des zweiten Lockdowns Ernüchterung und zunehmende Corona-Müdigkeit breit. Sorgen über das Ausmaß und die langfristigen Folgen der Pandemie werden größer. Im Sommer 2021 scheint es zeitweilig so, als habe Deutschland hinsichtlich der Pandemie das Schlimmste hinter sich, doch wird der Alltag weiterhin als einschränkend und beschwerlich empfunden. Offensichtlich muss man sich noch länger auf eine Zeit der Ungewissheit einstellen. Wie ein roter Faden wird in den Interviews deutlich, dass die Menschen mit Widersprüchlichkeiten, Unsicherheiten und Ungewissheiten bei der Bewältigung des Pandemiegeschehens konfrontiert sind.

Herzstück der Studie ist die Typologie dieses ambivalenten Lebensgefühls, das anhand von acht Corona-Personae veranschaulicht wird. („Persona“ ist ein Werkzeug aus dem Bereich des Marketings, bei dem fiktive Personenbeschreibungen potenzieller Kund*innen erstellt werden.) Mit pointierten Zuspitzungen wurde das Lebensgefühl dieser Corona-Personae versucht einzufangen: Achtsame, Erschöpfte, Empörte, Zuversichtliche, Mitmacher*innen, Genügsame, Denker*innen und Ausgebrannte lassen sich voneinander abgrenzen in der Art und Weise, wie sie mit der Pandemie umgehen. Diese Typologie bildet dabei sowohl Faktoren der sozialen Kohärenz als auch der Sinn-Kohärenz ab. Zu beachten ist, dass es sich bei den Corona-Personae um heuristische verdichtete Idealtypen handelt, die so in Reinform nicht vorfindlich sind, sondern immer Annäherungen an die Wirklichkeit darstellen.



Dr. Tobias Kläden ist Referent für Evangelisierung und Gesellschaft in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.



Typologie „Lebensgefühl Corona“

Die „Achtsamen“ können als harmoniesuchende Selbstverwirklicher*innen beschrieben werden, die sich und ihr Tun in einem größeren kosmischen Kontext sehen. Sie schauen insgesamt relativ entspannt und innerlich ruhig auf das Pandemiegeschehen und hoffen, dass die guten Erfahrungen aus der Pandemie-Zeit ins Post-Pandemische transformiert werden.

Die aufopferungsvollen und pflichtbewussten „Ausgebrannten“ kommen angesichts der Herausforderungen der Pandemie an ihre Grenzen. Ihr Grundgefühl in der Pandemie ist Resignation. Die Krise sorgt bei Ihnen für eine starke Verunsicherung.

Die „Denker*innen“ sind gut situierte Kreative und Liberal-Intellektuelle, die die Pandemie in größere Kontexte einordnen. Insgesamt empfinden die Denker*innen die Zeit der Pandemie als „heilsam“ und zugleich als mühevollere Unterbrechung.

Die „Empörten“ verstehen sich als die urbane, kosmopolitische Avantgarde, die sich selbst verwirklichen und für eine bessere Welt, für Gerechtigkeit und Solidarität eintreten will. Sie zeichnet eine zeitkritisch-optimistische Einstellung zur Pandemie aus.

Die oft aus kleinbürgerlichen Milieus stammenden „Erschöpften“ fühlen sich aufgrund vieler Verpflichtungen und Sorgen wie im Hamsterrad; psychische Erkrankungen sind bei Ihnen häufig. Zur Pandemie haben sie insgesamt eine fatalistische Einstellung und halten die Regelungen zur Pandemiebewältigung penibel ein.

Die „Genügsamen“ stammen oft aus der aufstrebenden jungen bürgerlichen Mitte, die auf ihre Work-Life-Balance achtet und Herausforderungen pragmatisch angeht. Sie kommen insgesamt gut durch die Pandemie und empfinden sie nicht als bedrohlich oder existenziell für das eigene Leben.

Die „Mitmacher*innen“ lassen sich als verantwortungsbewusste Mittelschicht beschreiben. Sie sind von der Pandemie oft nur mittelbar betroffen und bewegt von der Sorge v. a. um ältere Familienmitglieder. Ausgeprägt ist ihr Wunsch nach klaren und einheitlichen Regeln.

Den gutbürgerlichen „Zuversichtlichen“ ist Beständigkeit im Leben wichtig. Insgesamt geht es ihnen auch in der Pandemie gut. Wenn Sorgen aufkommen, dann v. a. um andere, ihnen nahestehende Menschen. Der Kontakt zur Familie im weiteren Sinn und zum Freundeskreis wird herbeigesehnt.

Folgende Zuversichtsanker wurden benannt auf die Frage, wo man Kraft und Zuversicht findet – die Reihenfolge stellt dabei das Ranking der Zuversichtsanker dar:

- Familie/Partnerschaft
- Freundeskreis
- Natur/im Freien sein
- Bewegung, Sport, Fitness
- Spirituelles im weiteren Sinne (Yoga, Meditation, Gebet)
- Garten-/Heimarbeiten
- Lesen, Kultur
- Urlaub
- Musik, Informationen/Nachrichten
- Kochen, Job

Für einen Großteil der Menschen spielt die Kirche eine untergeordnete Rolle während der Pandemie. Gleichwohl wird teils durchaus bemängelt, dass Kirche so wenig präsent ist. Diakonie genießt bei vielen Befragten hingegen einen überaus guten Ruf. Vor allem die sozialdiakonischen Hilfen werden wertgeschätzt, auch wenn man sie selbst nicht beanspruchen muss. Während der Pandemie nimmt man durchaus wahr, dass sich die Diakonie für die Unsichtbaren und Vergessenen einsetzt.

In Auswertungsperspektiven verschiedener Mitglieder des Studienboards, die den Schluss der Studie bilden, wird deutlich, dass in den Ergebnissen, v. a. der Typologie der Corona-Personae, hilfreiche Impulse besonders für diakonisches Handeln liegen. Die differenzierten Bedürfnislagen der Menschen werden deutlich und durch die fiktiven Personenbeschreibungen detailliert illustriert.

Aus pastoraler Sicht sind die Ergebnisse hilfreich, aber auch verstörend, wie es Johannes Wischmeyer ausdrückt: „Die Befragten nehmen ein Relevanzdefizit kirchlichen Handelns wahr, das mit positiven oder zumindest optimistischen Selbstsichten kirchlicher Akteure, wie man die Coronaperiode bestanden habe, im Grunde nicht mehr zu vermitteln ist. [...] Die Befragten kamen in einer kollektiven und existentiellen Krisenperiode nicht nur ohne die Kirche aus – sie haben die Kirche in der Regel nicht einmal vermisst. [...] Viele Menschen haben bemerkt, dass sie mit (noch) weniger Partizipation an gesellschaftlichen Institutionen auskommen, um Lebenserfüllung und Selbstwirksamkeit zu erfahren. Die Tendenz einer weiteren Autarkisierung und Singularisierung scheint sich zu bestätigen“ (162 f. – Seitenzahlen beziehen sich auf die hier vorgestellte Studie).

Christian Albrecht und Reiner Anselm spitzen es in ihrer theologischen Interpretation so zu: „Das Evangelium muss als unmittelbar spürbare Zuwendung wahrgenommen werden, nicht als Gegenstand eines praktischen oder gedanklichen Suchspiels. Menschen erwarten eine entgegenkommende Kirche, die ihren unmittelbaren Nutzen jederzeit zeigt. Das Maß der Zustimmung zur Kirche hängt daran, wie konkret und effizient ihre reale Lebenshilfe erlebt wird. Die sich immer wiederholende Forderung nach ‚Professionalität‘ der kirchlichen Angebote, wie sie in den Befragungen zum Ausdruck kommt, muss in dieser Hinsicht interpretiert werden: Die Kirche und ihr Personal sollen liefern, was nützt“ (158 f.). Das wirft Fragen auf für das kirchliche Selbstverständnis: „Wie verhält sich die Erwartung, die Kirche solle sich Menschen zur Bearbeitung ihrer lebenspraktischen Probleme proaktiv, unvoreingenommen und undogmatisch anbieten, zum Selbstverständnis der religiösen Institution?“ (161). Es ist also ein dickes Brett, das in Zukunft zu bohren ist: Wie kann eine kleiner werdende Kirche die sowohl größer als auch unverbindlicher werdenden Erwartungen an sie erfüllen?

Lilie, Ulrich/Hörsch, Daniel (Hg.), Lebensgefühl Corona. Erkundungen in einer Gesellschaft im Wandel. Eine qualitative Langzeit-Studie, Berlin 2021, abrufbar unter <https://www.midi.de/corona-studie>. Auf dieser Seite findet sich auch der Pandem-O-Mat, der die persönliche Einordnung in die Corona-Typologie ermöglicht.

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Kirche entwickelt sich » Zeit für Innovation

Zeit für Innovation

Die dynamischen Stellen im Bistum Limburg

Seit dem Jahr 2019 gibt es im Bistum Limburg so genannte ‚Dynamische Stellen für Kirchenentwicklung‘. Diese Stellen, die für eine bestimmte Anzahl Jahre an eine oder mehrere Pfarreien angedockt werden, sind als Pionierstellen gedacht, um neue Wege kirchlichen Lebens und pastoralen Arbeitens in konkreten Projekten zu entdecken und zu erproben. Pastoralreferent Stefan Ley, der 2019 als erster eine solche Stelle in einer Pfarrei im Westerwald antrat, reflektiert in diesem Artikel seine Erfahrungen und Gedanken zu dieser besonderen Art des kirchlichen Dienstes.

Was sind dynamische Stellen?

„Eigentlich müsste man mal was anderes machen. Mal nicht den üblichen pastoralen Alltagsdienst. Nicht nur das versorgen, was schon da ist, und dabei zusehen, wie es immer weniger wird. Mal wirklich rausgehen, an die Ränder, zu denen, die nicht zu unserem klassischen Milieu gehören. Aber es ist ja keine Zeit da ...“

Wer im pastoralen Dienst tätig ist, ob als Priester, Diakon, Pastoral- oder Gemeindefereferent*in, kennt Gedanken in dieser oder ähnlicher Form vermutlich. Es gibt viele gute Ideen, viele Bedarfe, und meist mangelt es auch nicht an der Motivation, dem Ruf an die Ränder von Papst Franziskus nachzukommen. Woran es meist mangelt, ist die Zeit, neben Gottesdiensten, Kasualien, Sakramentenkatechesen und Sitzungen noch mal etwas wirklich ‚anderes‘ zu machen.

Diese Erfahrung steckt hinter der Idee der dynamischen Stellen im Bistum Limburg. Es sind Pionierstellen, in denen genau das möglich sein soll: die Umsetzung, Erprobung und Evaluierung innovativer pastoraler Projekte mit dem Ziel eines Perspektivwechsels der pastoralen Arbeit im Sinne der Kirchenentwicklung. Dynamische Stellen stehen unter der Prämisse der Frage „Für wen sind wir als Kirche da?“ – sie sollen den Blick weiten über den binnenkirchlichen Raum hinaus in die verschiedenen Kontexte und Sozialräume, sollen Bedürfnisse identifizieren und darauf reagieren. Dafür sind sie zwar in einer Pfarrei oder einem Pfarrverbund angesiedelt, jedoch außerhalb der klassischen pastoralen Arbeitsfelder.

Möglich wurden diese zusätzlichen Stellen durch eine Änderung im Stellenplan: Bis zum Jahr 2025 soll das seelsorgliche Personal in den Pfarreien nach und nach an den Stand angepasst werden, der der zu erwartenden deutlich geringeren Personaldecke ab dem Jahr 2030 entspricht. Da man versucht, dies möglichst ohne aktive Umversetzungen zu erreichen, werden vorerst freigewordene Stellen, die über diesem Soll liegen, nicht wieder besetzt. Damit ergab sich aber auf das gesamte Bistum gerechnet ein Überschuss von ca. 35 bis 40 Stellen bis zum Jahr 2025. In diesem Rahmen bewegen sich die dynamischen Stellen. Pfarreien können diese zusätzlichen Stellen für einen Zeitraum von drei bis fünf Jahren (längstens bis 2025) beantragen. Dabei gelten folgende Kriterien (aus der Beschlussgrundlage):

„Dynamische Stellen

- nehmen ‚Anders-Orte‘ oder ‚Präsenz ohne Immobilien‘ in den Blick, sind aber strukturell an das Pastoralteam angebunden (Kommunikation)
- werden für ein begrenztes Zeitfenster eingerichtet
- haben ein echtes Innovationspotential: sie gehen über eine Verbesserung des Bestehenden hinaus. (Neues – statt mehr des Gleichen)
- sie machen ernst mit der Anwaltschaft für die ‚Außenperspektive‘
- sie bilden eine Brücke zwischen Gesellschaft und Kirche („Arenen“)
- sie stehen in Netzwerken mit anderen Akteuren
- die Fachaufsicht liegt bei der Kirchenentwicklung,
- die Dienstaufsicht liegt vor Ort (Pfarrei oder mittlere Ebene)“

Derzeit (Stand Nov. 2021) gibt es im Bistum Limburg fünf dynamische Stellen, das Potential wurde also leider längst nicht ausgeschöpft. Sie beschäftigen sich mit Projekten der Willkommenskultur, der Vernetzung im städtischen Sozialraum, der Tourismuspastoral oder der Kirchenentwicklung im ländlichen Raum.

Ziel und Haltung

Wichtiger noch, als die konkreten Projekte und Arbeitsfelder einer solchen dynamischen Stelle exemplarisch vorzustellen und auf dieser Basis zu reflektieren, was gut läuft und was auch nicht, scheint mir die Frage nach der dahinterstehenden Grundhaltung. Häufig sind wir



Dr. Stefan Ley arbeitet als Pastoralreferent auf einer dynamischen Stelle für Kirchenentwicklung in einer Pfarrei im Westerwald.

im kirchlichen Bereich schnell bei der Entwicklung neuer Ideen und Projekte – und vergessen, uns tiefere Gedanken zu machen über das ‚Warum‘ unserer Arbeit sowie um unsere grundlegenden Haltungen und Herangehensweisen. Ich möchte diese Frage daher voranstellen.

Ein sehr hilfreiches Modell hierfür ist der Golden Circle nach Simon Sinek. Er stammt ursprünglich aus der Wirtschaft und der Unternehmensberatung. Sinek analysierte die Kommunikation erfolgreicher und einflussreicher Persönlichkeiten und Unternehmen wie Martin Luther King oder Apple und fand schließlich ein grundlegendes Kommunikations- und Denkmuster: Wer erfolgreich ist, spricht nicht in erster Linie davon, was er macht (z. B. bei Apple: „Wir bauen gute Computer“ – das ‚What‘ bei Sinek) oder wie etwas gemacht wird („Wir bauen sie mit tollem Design und guter Funktionalität“ – das ‚How‘), sondern vom Warum – aus welchem Glauben heraus und mit welchen Überzeugungen mache ich das, was ich tue? (Nochmal Apple: „Wir lassen uns vom Status quo herausfordern und möchten Dinge anders machen“ – das ‚Why‘.)

Eigentlich sollte es Kirche leicht haben, diese Erkenntnisse auf ihr Handeln anzuwenden – schließlich sind wir doch eine Glaubensgemeinschaft. Die Frage nach dem ‚Why‘, dem Glauben und Sinn unseres Handelns, sollte uns ins Blut übergegangen sein. Und tatsächlich gibt es nicht wenige offizielle Dokumente, die ein ‚Why‘ formulieren – allen voran *Lumen gentium*. Aber im pastoralen Alltag geht der Blick hierauf häufig verloren und es geht nur noch um das ‚What‘, um die vielen unterschiedlichen Aktionen. Das mag auch daran liegen, dass die komplexen theologischen Formulierungen kirchlicher Dokumente sprachlich und inhaltlich manchmal recht weit von unserer Lebensrealität entfernt liegen.

Mir scheint, ein entscheidender Punkt für einen wirklichen pastoralen Neuaufbruch liegt darin, diese Frage nach dem Warum – dem kirchlichen wie vor allem dem persönlichen – neu in den Fokus zu nehmen. Denn nur, wenn ich meine eigene grundlegende Glaubensüberzeugung kenne und diese auch mitteilen kann, kann ich auf dieser Basis auch meine jeweiligen konkreten Aktivitäten reflektieren und kommunizieren. Für mich formuliere ich dieses Warum etwa mit dem Satz: „Ich möchte Menschen mit der Liebe Gottes in Berührung bringen.“

Die zweite Frage ist die nach dem ‚How‘, nach den grundlegenden Haltungen und Herangehensweisen. Auch hier ist, soviel Freiraum lässt der pastorale Beruf zumeist zu, wieder der/die Einzelne gefragt. Was ist mein Qualitäts-, mein Alleinstellungsmerkmal? Dass alle mit meiner Arbeit zufrieden sind? Dass der Sonntagsgottesdienst voll (und mein Erfolg damit messbar) ist?

In der aus der anglikanischen Kirche stammenden Fresh-X-Bewegung gibt es vier Grundsätze eines frischen kirchlichen Handelns, die ich beispielhaft vorstellen möchte. Sicher gibt es noch viele andere Möglichkeiten, aber diese Grundsätze haben sich zumindest für mich als hilfreich und stimmig erwiesen:

1. Missional – innovatives kirchliches Handeln ist ausgerichtet auf die Menschen, die noch nicht ‚drinnen‘ sind, die also noch keinen Bezug zur Kirche haben. Das Wort ‚missional‘ betont den Sendungscharakter des Christentums – dorthin zu gehen, wo wir nicht eh schon sind. Es bedeutet nicht, im negativen Sinne zu missionieren und bei jeder Gelegenheit von Jesus zu sprechen, aber so zu leben, dass die Menschen fragen nach der Hoffnung, die in uns ist (vgl. 1 Petr 3,15).
2. Kontextuell – innovatives kirchliches Handeln möchte Kirche in neue Alltagskontexte bringen. Dazu fragt es nach den tatsächlichen Bedürfnissen, Hoffnungen und Sorgen der Menschen, gerade auch in den Milieus und Sozialräumen, die nicht der klassischen kirchlichen Zielgruppe entsprechen. Im Interesse dieser Bedürfnisse findet auch eine Vernetzung mit anderen (kirchlichen wie nichtkirchlichen) Akteuren statt.
3. Lebensverändernd – innovatives kirchliches Handeln zielt darauf ab, Menschen mit dem Evangelium und dem Glauben an Jesus Christus in Berührung zu bringen in der Zuversicht, dass diese Begegnung ihr Leben positiv verändern wird.
4. Gemeindebildend – innovatives kirchliches Handeln zielt auf die Bildung neuer, frischer Gemeinschaften. Das Ziel ist nicht eine Erhaltung oder Reanimierung vorhandener, ggf. sterbender Formen kirchlichen Lebens, Ziele sind aber auch nicht einmalige Projekte und Aktionen (die allerdings sehr wohl Mittel hierzu sein können).

Mir scheinen diese Grundsätze sehr hilfreich und zutreffend, um das oben formulierte ‚Why‘ in konkretes Handeln zu übersetzen. Vor allem machen sie eines deutlich: Kirche – und ihre Selbsterhaltung – darf niemals selbst zum Ziel und Zweck ihres Handelns werden. Kirche ist Werkzeug und Dienerin der Gemeinschaft der Menschen mit Gott und untereinander – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Konkret: Ökumenische Jugendarbeit in der Jugendkirche ‚Way to J.‘

Wie kann eine Arbeit, die sich an diesen Grundsätzen orientiert, aussehen? Als ein Beispiel eines Versuchs – und sicher nicht einer perfekten Umsetzung – möchte ich nun einen Einblick in einen Teilbereich meiner Arbeit vor Ort geben. Als ich 2019 meine dynamische Stelle in der Pfarrei St. Anna in Herschbach antrat, war mir das Umfeld nicht unbekannt – ich hatte vorher in dieser Pfarrei bereits zwei Jahre meiner Ausbildung absolviert. Zu Beginn der neuen Stelle gab es keine konkreten Zielvorgaben außer der, nach neuen pastoralen Formen

unter den besonderen Umständen des ländlichen Raumes zu suchen. Ganz im Sinne einer Effectuation sollte geschaut werden, wo sich Chancen für interessante Projekte auftun.

Recht schnell konkretisierten sich drei Handlungsfelder, darunter die ökumenische Jugendarbeit (die beiden anderen, hier nicht näher behandelten Felder sind moderne musikalische Gottesdienstformen und Charismenförderung). Es gab in Selters, einer zur Pfarrei gehörenden Kleinstadt, bereits seit vielen Jahren die evangelische Jugendkirche ‚Way to J.‘ (kurz für ‚Way to Jesus‘, Weg zu Jesus), die 2005/2006 von Jugendpfarrer Werner Schleifenbaum gegründet wurde und selbst der Fresh-X-Bewegung angeschlossen ist. Hier lag also bereits eine erhebliche Schnittmenge in der Zielsetzung der Arbeit vor, außerdem wurde die Jugendkirche seit langem schon auch von Jugendlichen unserer Pfarrei besucht. Zugleich konnten die vorhandenen Kosten – ein direkt am Marktplatz ideal gelegener, aber damit auch teurer Jugendraum muss bezahlt werden – durch eine gemeinsame Finanzierung durch beide Kirchen natürlich besser verteilt werden. Da gerade in beiden Kirchen nach innovativen Projekten gesucht wurde, lagen eine Zusammenarbeit und das Experiment einer ökumenischen Jugendkirche nahe. 2020 konnte dies dann auch offiziell beschlossen werden.

Hauptamtlich begleitet wird ‚Way to J.‘ derzeit durch einen Dekanatsjugendpfleger auf evangelischer und durch mich als Pastoralreferenten auf katholischer Seite. Die hauptsächlichen Aktivitäten bestehen aus einem wöchentlichen offenen Treff sowie einem ebenfalls wöchentlichen Treffen des Teams, einer jährlichen Jugendfreizeit, großen Jugendgottesdiensten drei- bis viermal jährlich an nichtkirchlichen Orten (Kino, Bar, Fitnessstudio, Industriehalle etc.) sowie verschiedenen Aktionen in den Bereichen Umweltschutz, gesellschaftliche Bildung etc. Einige Grundsätze unserer Arbeit (‚How‘) sollen kurz skizziert werden:

1. Gelebter persönlicher Glaube: Die Jugendlichen sollen ihren Glauben so leben können, wie es ihnen entspricht. Dabei stehen vor allem der persönliche Glaube, das freie Gebet und der Austausch miteinander über Fragen des Glaubens, aber auch des Alltags im Mittelpunkt. Niemandem wird jedoch ein bestimmter Glaube aufgezwungen, er wird auch nicht vorausgesetzt, vielmehr zeigt die Erfahrung, dass der Austausch über unterschiedliche Überzeugungen befruchtend ist für den persönlichen Glaubensweg jedes und jeder Einzelnen.
2. Gemeinschaft: Alle wichtigen Fragestellungen werden gemeinsam entschieden. Geleitet wird die Jugendkirche durch ein Team aus Jugendlichen und jungen Erwachsenen selbst. Dies bezieht sich auf Programm- und Raumgestaltung, Gottesdienste und inhaltliche Ausrichtung. Lediglich Bereiche der rechtlichen Verantwortung und die Präventionsarbeit bleiben bei den Hauptamtlichen. Zur Gemeinschaft der Jugendkirche ist jede/jeder herzlich eingeladen, ganz egal aus welcher Konfession er oder sie kommt. Gemeinschaft bedeutet dabei auch, verantwortungsvoll und respektvoll miteinander umzugehen und auf die körperliche, geistliche und seelische Unversehrtheit aller zu achten.
3. Einsatz: Niemand lebt für sich allein. Uns Christen ist aufgetragen, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Daher gehört der Einsatz für unsere Mitmenschen und für die Erhaltung der Schöpfung zu den wichtigsten Aufgaben. Hier wird auch konkret die Zusammenarbeit mit anderen gesellschaftlichen Akteuren, seien es Organisationen, Unternehmen oder private Initiativen, gesucht.

Vielleicht fällt auf, dass in diesen Beschreibungen – die auf Jugendliche zurückgehen – die ökumenische Natur der Arbeit gar nicht näher thematisiert wird. Dahinter steht die Erfahrung, dass diese Frage für die Jugendlichen gar kein Thema mehr ist. Unterschiede zwischen den Konfessionen werden höchstens als bereichernd, manchmal auch verwundert wahrgenommen, haben ihren trennenden Charakter jedoch verloren. Die Zusammenarbeit erscheint so selbstverständlich, dass sie gar nicht weiter erwähnt werden muss.

Ziel der Arbeit ist es zudem explizit nicht, die Jugendlichen in die Gemeinden hinein zu erziehen oder den Gottesdienstbesuch zu erhöhen – ein Umstand, der leider in beiden Kirchen immer wieder auf Unverständnis stößt. Vielmehr haben wir eine hohe Fluktuation: Mit ca. 14 bis 16 Jahren (nach Konfirmation oder Firmung) kommen die Jugendlichen häufig zum ersten Mal zu unseren Angeboten, mit 18 bis 19 verlassen viele zu Studium oder Ausbildung den Westerwald. In dieser Zeit möchten wir die Jugendlichen mit dem christlichen Glauben und Leben auf eine einladende Weise in Berührung bringen, so dass sie diese Erfahrung mit auf ihren weiteren Lebensweg nehmen können.

Erfahrungen

Welche Erfahrungen entstanden nach zwei Jahren Arbeit auf der dynamischen Stelle – sowohl konkret vor Ort als auch in Bezug auf das Stellenformat?

Als erstes muss ich persönlich feststellen, dass ich die Arbeit als sehr bereichernd und erfüllend wahrnehme. Dadurch, dass ein Großteil der Arbeitsfelder selbstständig gestaltet werden kann, konnte ich meine alltägliche Arbeit gut meinen spezifischen Charismen anpassen. Ich habe das Glück, in einem Pastoralteam arbeiten zu können, das die Sonderrolle, die ich mit meiner Stelle einnehme, akzeptiert und mich darin unterstützt. Zudem sind Team und Pfarrei neuen Ideen und Experimenten gegenüber aufgeschlossen. Beides ist sicher eine Grundvoraussetzung dafür, dass ein entsprechendes Projekt funktionieren kann.

In der Arbeit vor allem mit den Jugendlichen erreichen wir viele Jugendliche. Durch die

bereits beschriebene hohe Fluktuation ist es jedoch schwierig, diese Arbeit ohne den zum Teil hohen hauptamtlichen Einsatz zu leisten. Hier wird im Hinblick auf das voraussichtliche Ende der Projektstelle 2024/2025 noch eine Lösung zu finden sein.

Das Konzept der dynamischen Stellen bietet große Chancen, neue Formen pastoraler Arbeit zu erproben. Durch das Bistum Limburg fühle ich mich auch hier in vollem Umfang unterstützt. Wichtig wird jedoch auch hier eine Lösung über 2025 hinaus sein, wenn diese Stellen nicht mehr zur Verfügung stehen. Letztlich werden wir zu einer Stellenverteilung kommen müssen, in der die innovative missionale Arbeit aus dem Pastoralteam heraus geleistet werden kann. Das kann allerdings nicht bedeuten, dass jeder/jede Hauptamtliche neben Kasualien, Gottesdiensten und Räten noch zusätzlich innovative neue Projekte erarbeiten muss. Ein möglicher Weg wäre eine deutlich stärker charismenorientierte Arbeitsweise der Teams: Wer kann etwas durch Begabungen und Persönlichkeitsstruktur etc. besonders gut? Wer leistet in den klassischen Arbeitsfeldern bessere Arbeit, wer in den eher experimentellen? Was lassen wir dafür vielleicht auch liegen?

Kirche befindet sich in einem Wandlungsprozess, die alten volkskirchlichen Strukturen werden größtenteils sterben. Momentan fließt ein Großteil unserer immer kleiner werdenden pastoralen Ressourcen in das Bemühen, dieses Sterben so lange wie möglich hinauszuzögern. Unsere Aufgabe ist aber nicht der Erhalt der Kirche, sondern die Verkündigung des Evangeliums von der Liebe Gottes in die verschiedenen Kontexte des Lebens hinein. Wir müssen es schaffen, diese Aufgabe in den Mittelpunkt zu stellen. Solange wir die Kirche retten wollen, ist es sehr wahrscheinlich, dass wir sie verlieren. Wenn wir uns auf unsere Aufgabe, auf das Reich Gottes konzentrieren, mag es als ein Resultat auch die Kirche weiter geben.

Daraus ergibt sich auch, dass unsere persönliche Glaubensüberzeugung – das ‚Why‘ – und deren Kommunikation von zentraler Bedeutung für den Erfolg pastoraler Arbeit sind. Die dynamischen Stellen sind eine Möglichkeit, für einen begrenzten Zeitraum die Arbeitsweise stärker auf dieses ‚Why‘ auszurichten. Die Verantwortlichen in den Bistümern und Kirchen täten gut daran, solche Möglichkeiten auch in anderen, beständigeren Kontexten stärker zu ermöglichen und zu fördern.

Online-Studientag „Wir in der Digitalität“

Nicht erst seit der Covid-19-Pandemie wird gern von der Digitalisierung gesprochen, eine bessere technische Ausstattung oder deren Finanzierung gefordert. Doch was macht die Digitalisierung eigentlich mit unserer Gesellschaft? Der Begriff „Digitalität“ nimmt genau diese Wechselwirkungen hin auf die Gesellschaft, auf politische Systeme und auf den Einzelnen in den Blick. Er stand im Mittelpunkt der Online-Tagung des Katholischen Forums im Land Thüringen und der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) am 13. Oktober 2021.

Christian Schulz ([Health Hackers Erlangen](#)) wagte in seinem Beitrag einen futuristischen Blick ins Jahr 2030. Sprunginnovationen führten in der Technologiegeschichte immer schon dazu, dass manche Systeme dem Veränderungsbedarf nicht standhalten und verschwinden. Innovationen machen aber auch das Leben angenehmer. Am Beispiel der fiktiven Figur Mario Rossi zeigte Schulz, wie wir als Einzelne und als Gesellschaft leben werden, angefangen vom smarten Schlafzimmer mit Schlafanalyse per App über autonomes Fahren, bei dem die eingesparte Zeit für andere Dinge verwendet werden kann, bis hin zu medizinischen Anwendungen wie Darmspiegelung mittels geschluckter Tablette oder Medikamenten aus dem heimischen 3-D-Drucker, um die Wirkweisen des Präparates zu personalisieren. Virtuelle Realität ermöglicht neue Bildungs- und Kommunikationsprozesse. „Wer geht eigentlich noch einkaufen und will an der Kasse Schlange stehen?“, fragte Schulz. Er wies aber auch darauf hin, dass jede Technik ambivalent ist, das reicht von Datensicherheit und informationeller Selbstbestimmung über militärisch genutzte Drohnen bis hin zu ethischen Fragen der Arbeitsgesellschaft und möglicherweise einem Anstieg mentaler Erkrankungen. Es gebe Bereiche, die mancher auch vielleicht nicht technisieren lassen wolle, wie z. B. einen Dating-Algorithmus, der dem Single berechnet, welche/r Partner/in der/die optimale sei. „Manchmal müssen wir auch einfach Mensch sein“, so sein Fazit. Er riet den Teilnehmer:innen im Zusammenhang mit neuen Technologien: aufmerksam und achtsam, offen und neugierig, kreativ und menschlich sein.

Andrea Imbsweiler, Referentin für Evangelisierung und Digitalisierung in der KAMP, zeigte auf, was Digitalität grundlegend ausmacht. Neben einer Vervielfachung von Daten und Optionen führt Digitalisierung zu Kontrollverlust bei traditionellen Hierarchien. Gleichzeitig entstehen neue Machtkonstellationen, die für mögliche Manipulationen oder Überwachung zumindest offen sind. Digitalisierung besteht in Referentialität, also der kreativen Nutzung und Veränderung bereits bestehender Daten, in Gemeinschaftlichkeit, die als „vernetzter Individualismus“ begriffen werden muss, und in Algorithmizität, also der Berechnung individualisierter Wissensangebote, was zu einer für jeden persönlich erschaffenen (Daten-) Welt führt. Ambivalent ist Digitalisierung insofern, als sich einerseits postdemokratische Prozesse einschleichen können, aber auch gemeinsames, gleichberechtigtes Arbeiten an *commons* ermöglicht wird. Wenn Kirche Digitalisierung nur als „neue Medien nutzen“ versteht, griffe dies zu kurz. Medien werden Lebenswelten und verändern Kommunikations- und Teilhabeprozesse sowie Gemeinschaftsformate in der Gesellschaft grundlegend. Die Kirche kann sich dem nicht entziehen, sondern ist gut beraten, proaktiv mitzugestalten.

Nach der Mittagspause fragte ein Podium danach, was die Nutzer:innen heute tun können. Dr. Viera Pirker, [Professorin für Religionspädagogik und Mediendidaktik](#) an der Goethe-Universität Frankfurt, zeigte, wie die zunehmende mobile Vernetzung Lehr-lern-Prozesse und das Verständnis von Identität verändert. Gerade im Bildungsbereich würden gute Erfahrungen mit *open resources* gemacht. Die jungen Generationen gehen ganz selbstverständlich mit Digitalität und kommunikativen Medien um, dadurch verändern sich Beteiligungsformate und Ästhetiken. Insbesondere die Religionspädagogik sei gut aufgestellt, mit Hilfe der Digitalität religiöse Lern- und Sprachprozesse zu unterstützen. Für die Kirche bringt Digitalität mit sich, Netzwerke und Individualität aus christlicher Perspektive neu zu denken und auszuprobieren. Wichtige Aspekte gerade für die Kirchen seien die Wahrung der Individualität und der Persönlichkeits- und Eigentumsrechte, aber auch Zugänglichkeit und Barrierefreiheit auf inklusiven Plattformen. Hier sind die Kirchen gefordert, mit gutem Beispiel voranzugehen. Dokumente der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz wie „[Virtualität und Inszenierung](#)“ und „[Medienbildung und Teilhabegerechtigkeit](#)“ seien hierbei hilfreich und wegweisend und sollten stärker diskutiert werden.

Dr. Thomas Knoll, Referatsleiter Digitales und Kreativwirtschaft im Thüringer Ministerium für Wirtschaft, Wissenschaft und Digitale Gesellschaft, verwies darauf, dass Digitalisierung



Dr. Hubertus Schönemann ist
Leiter der Katholischen Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral.

kein Selbstzweck ist, sondern das Leben der Menschen leichter machen soll. So gibt es im Rahmen der Digitalisierungsstrategie in Thüringen Projekte zur Verbesserung der Mobilität im ländlichen Raum, zum Aufbau von Telemedizin und zur Unterstützung von Mittelstand, Tourismus und Bildungsprozessen. Die Bedeutung von Fachkräften nimmt zu; technologische Fortschritte hätten aber auch gezeigt, dass nicht unbedingt eine Massenarbeitslosigkeit für geringer Qualifizierte droht, sondern sich der Arbeitsmarkt verschiebt. Auf die Schwierigkeiten einer leistungsfähigen digitalen Infrastruktur in Deutschland angesprochen, verwies Knoll darauf, dass China mehrere Fortschrittsstufen übersprungen habe und nun ein leistungsfähiges digitales Netz aufbauen könne, während Deutschland als traditionelles Industrieland mehrere Innovationsstufen hinter sich hat und nun vom Kupferkabel zum Breitbandnetz umbauen müsse. Deutschland will zudem einen Weg der Digitalisierung gehen, der Freiheit und Menschenrechte wahrt und keine autoritäre staatliche Überwachung der Bevölkerung erlaubt, wie das in China der Fall ist.

Dr. Haringke Fugmann, [Beauftragter der Evangelischen Landeskirche in Bayern für religiöse und geistige Strömungen](#), betonte, dass Digitalisierung nicht dazu führen dürfe, dass Selbst-idealisation zu Selbstausbeutung führt. Nach einer ersten Goldrausch- oder Wildwest-Phase des technologischen Fortschritts müssten international die Spielregeln ausgehandelt werden, um Macht zu begrenzen. So gebe es immer noch kein Verbot autonomer Waffen. Fugmann zeigte sich nicht als Gegner der technologischen Entwicklung, warb aber dafür, hinter die Dinge zu schauen und zu wissen, was die Prozesse bedeuten. Im Blick auf künstliche Intelligenz und Big Data sprach er von „struktureller Sünde“. „Es gibt manchmal Dinge, da kommen wir nicht raus. Der biblische Glaube gibt uns Bilder und Narrative an die Hand, um bestimmte Entwicklungen zu deuten und zu hinterfragen“, so Fugmann. Insbesondere den digital unterstützten Transhumanismus sieht der Weltanschauungsexperte kritisch als einen Versuch, menschliche Grenzen auf das Göttliche und Transzendente hin zu verschieben. Digitalität führe so gleichzeitig zu Fragmentierung und Versuchen der Selbstvergöttlichung.

Die Teilnehmer:innen waren zum größten Teil Personen, die selbst in ihrem beruflichen Umfeld mit Prozessen der Digitalisierung im Raum der Gesellschaft und der Kirche befasst sind. Sie konnten sich in intensiven Breakout-Räumen und im Podium konstruktiv einbringen und ihre Erfahrungen und Expertise beisteuern.

» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Rezensionen » Macht und Ohnmacht in der Kirche

Macht und Ohnmacht in der Kirche

Wege aus der Krise

Auch wenn laut Obertitel „Macht und Ohnmacht“ das Thema des vorliegenden Sammelbandes sind, so bildet ein weiteres Thema den Hintergrund: Machtmissbrauch, speziell sexueller Missbrauch. Den Beiträgen gemeinsam ist die Frage, „wie Macht und Ohnmacht in der Kirche neu gedacht werden“ können (13).

Die Aufsätze gehen auf Vorträge einer öffentlichen Vorlesungsreihe in Paderborn zurück, weshalb viele der Beitragenden aus der Theologischen Fakultät Paderborn stammen. Doch kommen auch einige andere Stimmen zu Wort, und es wird mit manchen der Aufsätze nicht nur theologische Expertise eingebracht.

Es sollen hier nicht alle 14 Beiträge im Einzelnen vorgestellt werden; sie sind auch von unterschiedlicher inhaltlicher Tiefe und Gewichtigkeit.

Manche Aufsätze wirkten auf den Rezensenten weniger überraschend, sondern vertieften eher nur hinlänglich Bekanntes: so etwa Thomas Södings Ausführungen zu Macht, Machtgelüsten und Ohnmacht der Jünger Jesu oder wie Magnus Striet sich an traditionellen kirchlichen Positionen zu Freiheit, Autorität und Berufung abarbeitet.

In anderen Beiträgen kommen mehr einzelne Aspekte in den Blick, die für sich genommen aber durchaus interessant sind: Nicole Priesching etwa wirft einzelne Schlaglichter auf die historische Entwicklung der Lehre zum menschlichen Gewissen – die auch darauf zielte, den Missbrauch von Macht einzudämmen; Reinhard Bingener und Benjamin Dahlke machen in ihrem kurzen gemeinsamen Beitrag darauf aufmerksam, dass auch kritischer Journalismus für die Einhegung kirchlichen Machtgebrauchs eine wichtige Rolle spielt – und ebenso die Frage, wer die kirchlichen Finanzeinnahmen verteilt.

Manche Beiträge zeigen aber umfangreich auf, wie marode an manchen Stellen das kirchliche „System“ ist. Herbert Haslinger etwa stellt Sexualität als „Problemknoten des Weiheamtes“ (173) dar, diagnostiziert massive Probleme bei Klerikern, mit dem Thema Sexualität angemessen umzugehen, und erläutert, wie gerade auch der Zölibat eine ausreichende Auseinandersetzung damit blockiert. In ähnlicher Richtung weist Wolfgang Weig auf die essentielle Bedeutung zwischenmenschlicher Beziehungen für gelingendes menschliches Leben hin – und darauf, wie viele Priester problematische Bindungsstile aufweisen und welche Auswirkungen das hat. Christoph Jacobs skizziert Möglichkeiten für eine neue Kultur geistlicher Autorität in der Kirche – und vermittelt die Dringlichkeit eines solchen umfassenden Kulturwandels und dass es verbunden damit neue Leitbilder für Leitung braucht, die modernen theologischen, psychologischen etc. Einsichten entsprechen.

Demgegenüber befremdet es, wenn Peter Schallenberg zwar um die Gefahr übergreifender geistlicher Begleitung weiß, aber insgesamt in seinem Beitrag doch ein sehr traditionelles Modell von priester- und sakramentenfixierter „Seelenführung“ reproduziert. Es sind also noch dicke Bretter zu bohren! Dass dies nicht nur ein „deutsches Problem“ ist, zeigt sich im Aufsatz von Hans Zollner, der aus seinen weltkirchlichen Erfahrungen heraus bestätigt, wie bestimmte Denkmuster (Klerikalismus, Verdrängungsmechanismen ...) ein allgemeines kirchliches Problem sind.

Von daher ist der kirchliche Problemkomplex Sexualität und Macht auch weltkirchlich aufzuarbeiten. Das ist *work in progress*, vieles geschieht schon (weswegen der instruktive Beitrag von Klaus Mertes zum Stand der Missbrauchsaufarbeitung schon nicht mehr ganz *up to date* ist), viel mehr steht noch an. Vielfältige Aspekte, Schwierigkeiten, Möglichkeiten, Ambivalenzen und Fallen auf dem Weg zeigen die Beiträge dieses Sammelbandes auf.

Martin Hochholzer



Stefan Kopp (Hg.), **Macht und Ohnmacht in der Kirche. Wege aus der Krise** (Kirche in Zeiten der Veränderung 2), Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2020, ISBN: 978-3-451-38752-4, 251 Seiten, € 26,00.

Synodalität in der katholischen Kirche

Die Studie der Internationalen Theologischen Kommission im Diskurs

Die traditionsreiche Reihe „Quaestiones disputatae“ will zwar „Themen [...] reflektieren, die an der Zeit sind“. Doch wohl nur selten erscheint ein Band so punktgenau, wenn ein Thema weltkirchlich in den Fokus gerät, wie es bei „Synodalität“ der Fall ist. Wenn trotzdem die meisten Beiträge nicht auf die anstehende Weltbischofssynode verweisen, mag das daran liegen, dass viele noch vor deren offizieller Ankündigung abgeschlossen wurden. Dennoch ist der Band von hoher Aktualität dafür, und das nicht nur, weil er sich als eine Art Kommentierung einer Studie der Internationalen Theologischen Kommission von 2015 zu Synodalität versteht – einer Studie, die eine gewisse Basis für die nächste Weltbischofssynode bildet.

Zugleich hat der Band starke Bezüge – offener oder verdeckter – zum Synodalen Weg in der katholischen Kirche in Deutschland. Denn die kontroversen Positionen zu einigen Knackpunkten des Synodalen Wegs (und vielleicht auch der kommenden Weltbischofssynode?) zeichnen sich in den Beiträgen deutlich ab: Was unterscheidet kirchliche synodale Prozesse von Demokratie? Wer wird wie nicht nur an Beratungen, sondern auch an Entscheidungen beteiligt? Welche Rolle spielen Hierarchie und Amt in einer synodalen Kirche etc.?

Das Dokument „Die Synodalität in Leben und Sendung der Kirche“ der Internationalen Theologischen Kommission von 2018, das zum Ende des Bandes abgedruckt ist, denkt hier deutlich konservativ, wie es auch Julia Knop in ihrem Beitrag darstellt: „Synodalität wird hier nicht als Korrektiv, sondern zur Bekräftigung geltender römisch-katholischer Ekklesiologie herangezogen“ (168). Nur ganz vereinzelt werden Vorschläge zu strukturellen Veränderungen gemacht, auch wenn sich das Dokument insgesamt – in Anschluss an die von Papst Franziskus vorgegebene Linie – für ein stärkeres allgemeines synodales Bewusstsein in der Kirche stark macht. Das wird aber zurückgebunden an ein Bild von Kirche, in dem die Hierarchie und die Amtsautorität der Bischöfe und des Papstes und damit die Grenzen für die Partizipation aller Glaubenden auffallend betont werden. Auch der relativ umfangreiche biblisch-historische Durchgang in Kapitel 1 kann das nicht irritieren, da er doch recht glatte Entwicklungslinien zeichnet.

Hier bietet der vorliegende Sammelband Vertiefung, Differenzierung, wichtige Einsichten und teilweise auch wesentlich kritischere Bewertung. Das zeigt sich bereits bei den beiden bibeltheologischen Beiträgen:

Katharina Pyschny spürt der synodalen Dimension im alttestamentlichen Gottesvolk nach. Führung – etwa durch Mose – geschieht nicht absolut, sondern in einem Gegenüber zum Volk. Beratung und Konsultation haben nicht nur in der Weisheitsliteratur, sondern auch bei den Propheten und anderswo einen hohen Stellenwert. Und schließlich lässt sich auch der Kanon der biblischen Schriften insgesamt, der unterschiedliche Meinungen und Positionen diskursiv vereint, als synodales Gespräch fassen.

Trotzdem war und ist das Neue Testament wohl wirkmächtiger für Synodalität in Kirche. Thomas Söding geht ausführlich auf die Gemeindeform in Mt 18, die Apostelgeschichte und die Paulusbriefe ein. Was etwa die Apostelgeschichte betrifft, so arbeitet er heraus, wie dort durchgängig die ganze Gemeinde bei Beratungen und Entscheidungen beteiligt ist. Für ihn „zeigt sich, dass die katholische Theorie und Praxis von Synoden [...] die neutestamentlich schlechterdings essentielle Einbindung der Apostel und ihrer Schüler in das Leben der Kirche unterbestimmt [hat]. Sie hat Synodalität zu eng als episkopale Kollegialität konzipiert“ (91).

Drei weitere Beiträge sind historisch orientiert:

Andreas Weckwerth gibt einen Einblick in die zahlreichen Synoden der Spätantike und geht speziell auch der Frage nach, inwieweit Laien an ihnen beteiligt waren (zumindest bei den Entscheidungen nicht in gleichberechtigter Weise).

Die Wandelbarkeit synodaler Formen erkennt man gut, wenn gleich anschließend Joachim Schmiedl die Konzilien des Hoch- und Spätmittelalters durchgeht, an denen nicht nur Bischöfe, sondern auch Äbte, Kanoniker und Vertreter von Fürsten und Ständen beteiligt waren. „Insgesamt jedoch waren die mittelalterlichen Konzilien wichtige Meilensteine auf dem Weg zu einer Klärung und Festigung des päpstlichen Primats“ (133).



Markus Graulich/Johanna Rahner (Hg.), *Synodalität in der katholischen Kirche. Die Studie der Internationalen Theologischen Kommission im Diskurs (Quaestiones disputatae 311)*, Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2020, ISBN: 978-3-451-02311-8, 389 Seiten, € 52,00.

Stephan Knops schließlich stellt die Würzburger Synode vor, bei der neben Klerikern, die die Mehrheit ausmachten, auch Lai:innen breit und mit gleichem Stimmrecht vertreten waren. „Die grundsätzlich positive Diskussionskultur aus Würzburg darf als wegweisend gelten. Dahinter sollte man auch in Zukunft nicht mehr zurückfallen“ (151).

Die Aufsätze, die das Vorwort unter „systematische Theologie“ einsortiert (9), sind sehr unterschiedlich:

Der bereits erwähnte Beitrag von Julia Knop stellt die Studie der Internationalen Theologischen Kommission mit kritischem Blick vor und arbeitet deren spezifische Deutung von Synodalität „nach römisch-katholischer Façon“ (153) heraus. Knop erkennt darin zwar „ein ekklesiologisch bedeutsames Statement [...]: Kirche, auch die römisch-katholische, soll demnach nicht anders als synodal verstanden und gestaltet werden. Das war längst nicht immer katholischer Konsens. Andererseits gibt man“ mit dem ekklesiologischen Vorverständnis der Kommission „gerade das kritische Potenzial preis, das eine kirchliche, nicht zuletzt eine ökumenische Verständigung über Synodalität und darüber, was sie im 21. Jahrhundert bedeuten könne und wie sie zu gestalten sei, entfalten könnte“ (168).

Wie gerade ein früheres Verständnis des Verhältnisses von Klerus und Lai:innen, das bis heute nachwirkt, den synodalen Charakter von Kirche begrenzt, zeigt Johanna Rahner auf: Wer wie das I. Vatikanum streng zwischen *Ecclesia docens* (lehrende Kirche) und *Ecclesia discens* (hörende Kirche) unterscheidet, kann den Lai:innen keine *eigenständigen* Glaubenssinn und damit auch keine wirkliche synodale Mitwirkung zugestehen. Und selbst im Gefolge des II. Vatikanums und dessen Neuaufbrüchen „scheinen zwei nicht zu harmonisierende Positionen sich gegenseitig zu blockieren, von denen nur eine aufgrund des juristischen Beharrungsvermögens der von ihr besetzten ekklesiologischen Positionen bisher explizit rechtlich wirksam geworden ist“ (184 f.). (Johanna) Rahner sieht dagegen mit (Karl) Rahner in der Kirche durchaus die Möglichkeit demokratischer Strukturen und gemeinsamer Abstimmungen von Bischöfen und Lai:innen.

Eigentümlich dagegen der Beitrag von Karl-Heinz Menke: Er geht von einem Buch von Hans Küng von 1962 aus, das Kirche ekklesiologisch als Konzil fasst, und stellt dem die eigene Kritik sowie die Studie der Internationalen Theologischen Kommission gegenüber. Der Aufsatz ist also kein kritischer Blick auf die Studie, sondern umgekehrt eine gewissermaßen über Bande gespielte Kritik an Forderungen, die päpstlich-bischöfliche Alleinentscheidungsvollmacht einzuhegen.

Kurt Kardinal Koch hingegen behandelt die Frage, wie die Entfaltung von Synodalität in der katholischen Kirche die Ökumene voranbringen kann. Dabei konzentriert er sich freilich auf die Orthodoxie. Gerade eine bessere Einordnung des päpstlichen Primats in die Synodalität der Kirche könne hier Brücken bauen. Verbunden ist das mit einer umfangreichen Darlegung seiner eigenen Sicht auf Synodalität in der katholischen Kirche, die sich auf konventionellen Pfaden bewegt.

Bei den Aufsätzen aus dem Bereich der praktischen Theologie dominiert das Kirchenrecht:

Markus Graulich zeichnet die Genese und Weiterentwicklung der Bischofssynode, einer Frucht des II. Vatikanums, nach, und stellt die rechtlichen Vorgaben und Abläufe vor. Gerade unter Papst Franziskus sind neue Elemente und Verfahrensweisen hinzugekommen, die das partizipative und synodale Element stärken, insbesondere durch den Konsultationsprozess im Vorfeld der eigentlichen Versammlung.

Sabine Demel richtet den Blick dagegen auf Gremien auf Diözesanebene (u. a. Diözesanpastoralrat, Priesterrat, Diözesanvermögensverwaltungsrat) und fragt, ob hier jeweils Synodalität als gemeinsame Verantwortung und Leitung auf Augenhöhe mit dem Bischof durch die rechtlichen Vorgaben gewährleistet wird. Ihr Fazit: In den meisten Fällen haben diese Gremien nur beratende Funktion, dürfen aber nicht mitentscheiden. Rechtliche Eigenständigkeit hat am ehesten noch der Diözesanrat, der freilich ein vereinsrechtliches Gremium des Laienapostolats ist. Demel schließt mit Vorschlägen zu rechtlichen Verbesserungen und dem Vorschlag der freiwilligen Selbstbindung des Bischofs.

Sebastian Kießig wiederum fokussiert auf die Bischofssynode auf weltkirchlicher Ebene und die Bedeutung von „Empirie“ dafür; wobei dieser Sprachgebrauch irritieren kann, hebt Kießig mit „Empirie“ doch nicht nur auf wissenschaftliche empirische Forschung ab, sondern fragt allgemeiner nach der Rolle von Erfahrungen, die für die Bischofssynoden gesammelt und in diese eingespeist werden. Auch wenn damit der „Blickwinkel von Menschen in den Diskurs von Kirche und Theologie“ eingebracht werden kann, „die über keine eigene wahrnehmbare Stimme innerhalb eines synodalen oder akademischen Diskurses verfügen“ (312), warnt Kießig auch, „dass empirische Kenntnisse nicht mit einer Quasi-Normativität ausgestattet sein dürfen, welche die normative Valenz theologischer Inhalte verdräng[t]“ (311 f.).

„Das synodale Moment zu stärken, ist eine Zukunftsaufgabe, die in der Kirche gelöst werden muss, wenn Glaube und Freiheit, Engagement und Teilhabe, Vielfalt und Einheit zusammenkommen sollen“ (42). Das erfordert aber auch die kritische Überprüfung immer

wieder gebrachter Einwände gegen mehr Synodalität, Partizipation und Mitbestimmung in der Kirche – man lese dazu nur die grandiose Zusammen- und gleichzeitig Infragestellung von Thomas Söding (43–45). Das bloße Wiederholen alter Argumente macht diese nicht stichhaltiger, sondern ist womöglich irgendwann nur noch peinlich, wenn diese nicht auch in unserer Zeit zu überzeugen vermögen. Wichtige Arbeit für eine synodale Kirche, die anderswo versäumt und verweigert wird, leistet deshalb der Synodale Weg. Das ist für die Weltbischofssynode auch zu hoffen. Der vorliegende Band bietet dazu wichtige Überlegungen, die freilich nur eine Auswahl an Aspekten beleuchten können. Dabei changieren die Beiträge zwischen Welt- und Ortskirche, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Bewahrung und Aufbruch und spiegeln damit wider, wie vielfältig und kontrovers die gegenwärtigen Diskussionen sind.

Martin Hochholzer

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

Raus in eine neue Freiheit

Die Überwindung der klerikalen Kirche

Den Wandel zu neuen sozialen Gestalten des Gottesvolkes, der bereits geschieht, wahrzunehmen und zu begleiten, ist der Haupttenor der zahlreichen Bücher von Christian Hennecke. Dabei werden seine eigenen Lernerfahrungen, sei es mit einer Kirche der Beteiligung in den Small Christian Communities in Afrika und Asien, mit der *mixed economy* der Anglikanischen Kirche, mit den Entwicklungen in sendungsorientierten Bewegungen und Freikirchen, immer wieder in den Kontext einer lokalen Kirchenentwicklung des Gottesvolkes eingebracht. „Es wächst schon etwas Neues, seht ihr es denn nicht?“ Sein neues Buch liest sich einerseits wie eine Synthese dieses nun schon langjährigen kommunikativen und gemeinsamen Lern-, Erfahrungs- und Begegnungsweges, andererseits werden die Erfahrungen in der Pandemie (neue Basics des Glaubens und liturgische Freiheiten) wie auch die aktuellen Diskurse der Kirche z. B. beim nationalen Synodalen Weg und den weltkirchlichen synodalen Bewegungen aufgenommen und bedacht. Hennecke wendet sich gegen klerikale Machtdiskussionen, aber auch gegen alle Bestrebungen, die in Gegenabhängigkeiten zu einer exklusivierenden Ständekirche ebenfalls machtförmig mit der eigenen alternativen „Wahrheit“ daherkommen. Sein Versuch ist, zu einer ganz anderen Grundlage des Glaubens und damit der Kirche zu finden, nämlich einer, die der Kraft des Evangeliums und des Geistes in den Gaben der Beteiligten vertraut. Die Freiheit des Evangeliums, das Geheimnis und die innere Dynamik geschenkten und erfahrenen Glaubens, die Vielfältigkeit der Glaubenswege und das Wachstum von Verantwortung, Persönlichkeit und Gemeinschaft als Christusnachfolge hinterfragen eine überkommene volkskirchliche Logik, die zumeist ein Interesse am Erhalt ihres verfasst-institutionellen und normativ-ideologischen Soseins hat. Der Autor will aus dieser Logik grundsätzlich aussteigen. Ihm geht es nicht um die Kirche als normierte und normierende Institution, schon gar nicht um Zahlen und Machtpositionen, Privilegien und Systemrelevanz, sondern um das Evangelium und den Glauben. Erfahrungsräume von Begegnung und Begleitung, von Wachstum, Berufung und Sendung, von Zeugnis und Mystagogie führen wie von selbst zu neuen Gestalten des Christseins, zu neuen Gestalten von Gemeinschaft und Dienst. In dieser neuen Denklage spielt er katechetische Fragestellungen („Rekrutierung für die eigene kirchliche Gemeinschaft“; 32) ebenso durch wie die Frage nach Ämtern und Diensten („[...] das Fehlen der Priester führt zu einer Umkehr und einer umfassenden Relecture des priesterlichen Dienstes in einer Kirche der Charismen und Gaben“; 90) und Leitung („[...] wie Gemeinschaft und Gemeinde aus der Kraft des Evangeliums gestärkt werden können. [...] den Grund des Glaubens erfahrbar zu machen und eine radikale Charismenorientierung zu entfalten [...]“; 146) wie einen Umgang mit der Schrift („[...] wenn einige mehr wissen können und wollen als andere, [...] dann kann das Wort Gottes nicht seine Wirksamkeit unter den Brüdern und Schwestern entfalten“; 75). Auch bei der Ökumene geht es für Hennecke in einem postkonfessionellen Zeitalter nicht mehr darum, „den jeweils anderen Glaubensgeschwistern und ihren konfessionellen Traditionen und Institutionen den rechten Glauben mit Verweis auf die eigene Wahrheit abzuspochen“ (159). Vielmehr gilt: „Die Zusage seiner Gegenwart überschreitet und umgreift die konfessionellen Grenzen und Grenzziehungen“ (158).

Es geht dem Hildesheimer Seelsorgeamtsleiter um eine gabenorientierte Wirkkraft des Evangeliums, die ein neues Werden aus dem eigentlichen Ursprung meint. „Dort, wo wir heraustreten aus den klassischen Gefangenschaften unseres kirchlichen Binnenzirkels, können wir die Fruchtbarkeit des Evangeliums und die Prozesse einer Kirche im Werden betrachten, uns freuen und daran lernen, wie Glauben heute geht“ (52). Von daher erschließen sich für Hennecke vielfältige Formen der Gemeinschaft, Dienste und Ämter neu. Auch Wege der Berufung und Ausbildung, Prozesse und Kommunikationsformen gewinnen von diesem erneuerten Verständnis von Sakramentalität einer Kirche, die dem Geist Gottes Raum gibt, neue Relevanz. Es ist die gemeinsame Verantwortung der Getauften in einer Kirche, die das Sakramentale nicht als erhaltene und zu verwaltende Machtfülle, sondern als Geschenk und Gabe begreift, als Erfahrung, dass alles im Leben von Gott her gegeben ist und dass Glaube als Beziehungs- und Antwortgeschehen in der Zuwendung und Kraft Christi wurzelt und nicht in menschlicher Machtfülle.

Es bleiben Fragen: wie dieser Ausbruch (nicht Aufbruch!) zu einer gabenorientierten Kirche der Getauften angesichts der aktuellen theologischen und organisationalen Debatten und der vielen Versuche, eine herkömmliche Ständekirche mit ihrem Deutungsanspruch und ihren Exklusionen zu erhalten, geschehen kann (immerhin steht der Autor selbst als leitende Persönlichkeit in einem institutionell-systemischen Setting mit all seinen



Christian Hennecke, Raus in eine neue Freiheit. Die Überwindung der klerikalen Kirche, München: Verlag Kösel 2021, ISBN: 978-3-466-37273-7, 208 Seiten, € 20,00.

Selbstbezüglichkeiten und Grenzen). Ist seine Wertung vieler Phänomene z. B. der pastoralen Berufsgruppen und seine Kritik am akademischen Ringen um theologische Hermeneutik nicht oftmals ein wenig holzschnittartig und undifferenziert? Und wie geht diese Veränderung, wenn tatsächlich versucht wird, Machtpositionen und Deutungshoheiten zu erhalten, und wenn daher viele Verletzte, Enttäuschte und Resignierte im aktuellen kirchlichen Klima überlegen, ob sich die Kraft der Anstrengung noch lohnt? Der Rezensent fragt sich, wer dieses „Wir“ ist und wer sich darin mitgemeint fühlen soll, das der Autor an vielen Stellen etwas vereinnahmend verwendet. Und dennoch wird die Leserin/ der Leser mit hineingenommen in ein ermutigendes Bild der Hoffnung auf „Orte“, wo sich das Evangelium entfalten kann, und eine Zukunft des Glaubens, wenn es gelingen würde, „jenseits politischer Machtspiele hier den geistgewirkten Sensus fidei wahrnehmen zu können. [...] Es wäre ein Weg in eine gelassene und spannende Freiheit“ (177). Die Lektüre dieses anregenden Buches lohnt sich für alle, besonders aber für diejenigen, die den Mut nicht verlieren und sich immer noch einbringen wollen.

Hubertus Schönemann

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

[» Übersicht » Ausgabe 3 | 2021 » Zu dieser Ausgabe](#)

[Zu dieser Ausgabe](#)

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel3-2021_0

Bildnachweis Titelbild:

[Samantha Borges/Unsplash](#)

Download der gesamten Ausgabe als PDF

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

[Impressum](#) | [Datenschutz](#) | [Redaktion](#)

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:

Dr. Ralph Poirel (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:

Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den [Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral](#) abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:

© 2010–2021 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1/2013:
Angelika Kamlage, <http://www.leidenschaften-leben.de>

Titelbild Ausgabe 2/2013:
Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3/2013:
Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2/2014:
© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2015:
Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2015:
AnnaER / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2015:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2016:
© Rawpixel.com / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 2/2016:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2016:
NASA

Titelbild Ausgabe 1/2017:
Pieter Bruegel der Ältere [Public domain], via [Wikimedia Commons](#)

Titelbild Ausgabe 2/2017:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2017:
OpenClipart-Vectors / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2018:
ElasticComputeFarm / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2018:
auntmasako / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2018:
walkerud97 / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2019:
Pexels / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2019:
Simedblack / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2019:
geralt / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2020:
Thomas Milz, Adveniat

Titelbild Ausgabe 2/2020:
Prawny / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2020:
hpgruesen / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2021:
Bru-nO / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2021:
Gina_Janosch / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2021:
Samantha Borges / Unsplash

Gestaltung

Georgy · Buechner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann
www.yellowlabel.de

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion